Zur
Gräfl. vom Hagen'schen
Majorats - Bibliothek

MÖCKERN
gehörig.

№ 5925

Plaudereyen.

1776.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-267238-p0004-7

Vorrede.

Billig sollte ich mich rechtfertigen, warum ich diesen Blättern den Namen Plaudereyen gegeben habe, allein ich weiß in der That selbst keine Ursache. Vielleicht hat er mir gefallen, und vielleicht ist er auch meinen Lesern nicht unangenehm. Doch er hat noch diesen Vorzug, daß er zu dieser Schrift recht passend ist, und darauf muß doch ein Schriftsteller nothwendigerweise mit sehen. Wenn man alles, was darinne vorgetragen worden ist, mit einigem Bedacht lesen, unpartheyisch beurtheilen und es mit dem rechten und bestimmten Namen belegen will, so wird man gewiß keine andere und bequemere Benennung finden können. Damit aber diese Plaudereyen doch nicht meinen Lesern verdrüßlich werden möchten,

so bin ich auf zweyerley gefallen, wodurch ich diesen Uebel abzuhelfen gesucht habe. Einmal bin ich dafür besorgt gewesen, mich der Kürze zu befleissigen, und hiernächst habe ich solche Gegenstände gewählt, die durch ihr Mancherley und Abwechselung zum wenigsten bey aller Plauderey doch nicht ermüden werden. Mein Gemüth wird ein wahres Vergnügen empfinden, wenn gegenwärtige Blätter nur einigermaßen bey einigen Lesern Vergnügen erwecken werden. Hoffentlich wird man mir dieses nicht als einen Fehler anrechnen, daß ich vielleicht für viele manchmal zu kurz gewesen bin, es ist dieses eine schlechterdings unmögliche Sache es allen Leuten recht machen. Es soll auch mit Fleiß diese Vorrede kurz seyn, damit sie mit dem Buche übereinstimme, im Grunde aber ist sie ebenfalls nichts weiter als eine kurze Plauderey.

Ueber die Bibliothek der Sterblinge.

Die Anzahl der Bibliotheken, die sowohl in alten als neuern Zeiten geschrieben worden, ist so groß, daß man eine zahlreiche Bibliotheck davon anlegen könnte. Demohngeachtet aber mangelt uns noch eine **Bibliothek der Sterblinge**. Vielleicht fällt manchen hierbey ein, daß diesem Mangel dadurch abgeholfen worden sey, indem man eine **Bibliothek der elenden Scribenten** aufweisen kann; allein es ist ein großer Unterschied zwischen einem elenden Scribenten und einen Sterbling. Der elende Scribent kann sich ein langes Leben versprechen, dahingegen das Leben des Sterblings von sehr kurzer Dauer ist. Dieses wird dadurch deutlich werden, wenn wir überlegen, daß der elende Scribent dem guten überaus vielen Nutzen verschaft und seinen Ruhm aufrecht erhält. Er ist derjenige, der die Vortreflichkeit des guten Scribenten, wenn man sie mit einander vergleicht, in dem herrlichsten Glanze den Augen darstellt. Und eben hierinne liegt der Grund, warum sich gute und vortrefliche Scribenten alle ersinnliche Mühe geben müssen, daß die elenden Scribenten, ungeachtet der heftig-

sten Verfolgungen, die sie von den Recensenten ausstehen müssen, doch nicht von dem Erdboden vertilget werden. Ihr Untergang würde gewiß verursachen, daß ihre Ehre gänzlich zu Grunde gerichtet würde. Macht nicht ein brennender Wachsstock, daß man den hellen Schein einer lodernden Wachsfackel mit desto größern Vergnügen sieht? Würde wohl jene uns so wohlgefallen, wenn nicht dieser durch seinen geringen Schimmer, jener ihr Ansehen erhöhte? Findet nicht gleiches Verhältniß zwischen einen guten und einen elenden Scribenten statt? Ich vermuthe, daß mir die ganze Welt hierinne Recht geben, und das angeführte Gleichniß für vollkommen passend halten müsse. Ganz anders müssen wir von den Sterblingen urtheilen. Gleich bey ihrer ersten Anlage ist ihnen der Stoff zu einem frühzeitigen Tode mitgetheilt worden. Von Mitleiden durchdrungen hat sich eine menschenfreundliche Gesellschaf entschlossen, sich um sie verdient zu machen, dadurch indem sie ihr Andenken zu erhalten sucht; ob sie gleich nicht wird verhindern können, daß sie frühzeitig auf den Kirchhof und zu den Todtengräbern, vendendes thus, piper atque odores geschaffet werden müssen, so wird es ihr doch genug seyn, wenn sie ihr Denkmäler setzen wird, die der Nachwelt versichern, daß sie einmal auf dem Schauplatz irrdischer Dinge eine obwohl unwichtige Rolle gespielt haben. Um nun von dieser Gesellschaft jedweden eine kurze Abbildung und kleinen Vorschmack zu geben, so bestehet dieselbige

bige aus Männern, die Einsichten und Unpartheylichkeit nebst einem sehr großen Grad von Menschenliebe besitzen, und in dieser Absicht können die Väter der Sterblinge gewiß hoffen, daß ihnen Gerechtigkeit wiederfahren werde. Einige unter denselben haben sogar die Gabe, die zukünftigen Schicksale solcher Schriften vorauszubestimmen. Diese werden als Propheten auftreten und alles so richtig vorherverkündigen, daß es pünctlich eintreffen, und man keine Ursache finden wird, in ihre Wahrhaftigkeit auch nur das geringste Mistrauen zu setzen. Sie gedenken, weil doch die Anzahl der Sterblinge sehr groß ist, alle Vierteljahre einen Band von drey Alphabeten zu liefern, und sie versprechen sich davon den Vortheil, daß die Sterblinge, die gemeiniglich noch bey Lebzeiten ihrer Väter ihr Schicksal erfahren, wenigstens der Nachkommenschaft bekannt werden müssen. Man hoffet übrigens, daß jedermann sich wird eifrigst angelegen seyn lassen ein so neues, und nützliches Unternehmen zu unterstützen.

Problem wegen der Wohnungen der Weisen und schönen Geister.

Jüngst war ich in einer zahlreichen Gesellschaft, wo unter andern Fragen auch diese zur Auflösung vorgelegt ward: **Warum die mehresten Weisen und wahrhaftig schönen Geister lieber in schlechten Wohnungen, als in großen Palästen sich aufhielten?** Ein gewisser bejahrter Mann, der ohngeachtet

seiner grauen Haare noch Lebhaftigkeit des Geistes genug besaß, fieng bey diesem Vorfall an, eine Fabel zu erzählen, die auf eine ungemeine Art die Sache erläutert. „Ein Storch hatte sich zu seinem Aufenthalt das Land, und zwar daselbst eine sehr schlechte Hütte erwählt. Er wurde einsmahls von seinem Camaraden gefragt: warum er das Landleben dem unweit bessern Stadleben vorzöge? Und er gab zur Antwort: ich finde hier alle nur mögliche Bequemlichkeit. Niemand stört mich, weil der Landmann mich für einen glücklichen Vogel hält, der über ihn und sein ganzes Haus Segen bringt. Wenn ich von meiner Winterreise zurückkomme, finde ich nicht nur alles in gehöriger Ordnung, so wie ich es verlassen hatte; sondern ich werde auch auf das liebreichste empfangen und wohl bewirthet. Ohne gehindert zu werden, kann ich nisten, nnd ich bin zum Vergnügen meines Hauswirths da. Allein in den Palästen der Stadt bin ich nicht so angenehm, man zerstört mein Nest, weil man glaubt, daß es dem Hause zur Unzierde gereiche, und man stört mich auf vielfältige Art, ja man frohlockt, wenn ich fortziehe, oder wohl gar gänzlich wegbleibe„. Die Anwendung, beschloß er, von dieser Fabel, läßt sich ohne viel Mühe machen.

Die Beschäftigung der Kritiker.

Ich habe eine Fabel diesen Blättern einverleibt, und ich muß noch eine, die sich in diese Plaudereyen sehr wohl schickt, hersetzen. Sie ist betit-

betittelt: Die Thiere als Kritiker. Hier ist sie: „Ein Affe fand einst in einem Walde ein Kleidungsstück von einem Menschen, der es auf seiner Durchreise verloren hatte. Er brachte es zu den andern Thieren hin, um ihre Meynung darüber zu vernehmen, weil es etwas ganz ungewöhnliches war. Ich denke immer, sagte der Affe, daß das ein Brusttuch für einen Menschen ist, weil es zu einem Mantel zu klein ist. Das kann nicht seyn, widersprach der Bär, denn dieser Theil müßte denn weg, und dieses Stück hier gleichfalls. Indem er dieses sagte, wollte er es der Deutlichkeit wegen mit seiner Tatsche bezeichnen, und riß damit diese Stücke ein. Die andern Thiere sagten nach der Reihe ihre Meynung, und zerreten das Stück Tuch mit den Zähnen und Pfoten so lange herum, bis ein jeder das heraus brachte, was ihm dieses Kleidungsstück zu seyn dünkte. Am Ende, da man sich nicht vergleichen konnte, rief man den Fuchs, als das klügste Thier im Walde herzu, um sein Urtheil darüber zu hören, der Sache einen Ausschlag zu geben, und dem Streite ein Ende zu machen. Was ihr für Thoren seyd, ihr artigen Thiere! sagte er, als er das Tuch ansah. Es ist ein in Stücke zerrissenes Tuch, und weiter nichts. Das seht ihr ja ganz deutlich. Und das war es auch itzt wirklich, weil es von ihnen zerrissen war“—. Mancher der diese Geschichte aus dem Walde hört, denkt vielleicht dabey an manche Ausleger, die mit den Sprachen und gefundenen Stücken

des Alterthums nicht anders und besser verfahren, als die Thiere mit dem Kleidungsstücke.

Anmerkungen über die Erzeugung gewisser Thiere.

Die Naturforscher in unsern Tagen bestreiten die Meinung der Vorfahren, vermöge welcher sie behauptet haben, daß aus den Unreinigkeiten Insecten entstehen könnten. Sie halten dieses und zwar mit gutem Grunde für unmöglich, weil dieselbigen nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus Eyerchen oder auf eine andere natürliche Art ihren Ursprung nehmen müßten. Indessen fällt mir doch eine Geschichte bey, die ich mit Erlaubniß wegen der großen Aehnlichkeit einschalten muß. **Virgilius** erzählt von den Pferdemüttern in Lusitanien, daß sie ohne einen Hengst zuzulassen, bloß von dem Winde tragbar würden, und er äußert darüber als über etwas Seltsames eine überaus große Verwunderung. Eben dieses behauptet **Plinius** in dem vierten Buch im zwey und zwanzigsten Capitel seiner natürlichen Geschichte von den Mutterpferden zu Olyssipolis. Und **Columella** in seinem sechs und zwanzigsten Kapitel von dem **Ackerbau** schreibt, daß es eine überaus bekannte Sache sey, daß sogar in Spanien auf dem sogenannten heiligen Berge eben dieses vorfalle, womit auch **Varro** in seinem andern Buch in dem ersten Kapitel übereinstimmt. Doch **Justinus**, dem die Sache eben so unglaublich als den Naturforscher vorkam, erklärt sich in dem vier und

vier-

vierzigsten Buch seiner Geschichte hierüber also, daß dieses von der überaus leichten Empfängniß derselben verstanden werden müsse, dergestalt, daß es scheine, als ob dieses eine Wirkung von dem Winde wäre. Wenn übrigens durch den Wind in dem Thierreiche dergleichen Wirkungen sollten hervorgebracht werden können, so würde manches artige Geschöpf diesen Umstand als einen Entschuldigungsgrund gebrauchen, und es würde vieles dem unschuldigen Winde aufgebürdet werden, welches doch eigentlich einem galanten Herrn zuzuschreiben ist.

Die schickliche Antwort.

An einem öffentlichen Orte, wo man viele Neuigkeiten zu hören pflegte, fand sich ein grosser Gelehrter ein, um etwas neues zu erfahren. Es gesellten sich bald ein paar Halbgelehrte zu ihm, die sich keine geringe Kenntniß zu besitzen, einbildeten. Sie unterredeten sich von unterschiedenen Vorfällen, und unter andern erzählten sie, wie einige gelehrte und angesehene Männer zu den wichtigsten Aemtern erhoben worden wären. Der eine machte hierbey diese Anmerkung, daß die geschickten Leute fortgiengen, und die schlechten da blieben. Der große Gelehrte hatte ungeachtet seiner Verdienste und Geschicklichkeiten noch kein Amt, ob er gleich viele Jahre darauf gewartet hatte. Diese Rede verdroß ihn, und es mochte wohl seyn, daß ihn der eine hiermit hatte eine kränkende Sotise sagen wollen. Allein seine Gegenwart des Geistes

stes gab ihm sogleich diese Antwort in den Mund: Es ist wahr, meine Herrn, was sie sagen, daher will ich sogleich fortgehen, ich empfehle mich ihnen, und hierauf ließ er sie stehen, und entfernte sich.

Vortheil und Schaden von witzigen Reden.

Durch sinnreiche Reden haben bisweilen die Menschen sowohl ihr Glück als auch ihr Unglück befördert. Hiervon will ich, obgleich die Wahrheit unleugbar ist, ein paar merkwürdige Beyspiele anführen. Ein Candidat des heiligen Predigtamts, der schon lange gewartet, ohne ein Amt zu erhalten, machte bey einem hohen Patron seine Aufwartung, der viel Pfarren zu vergeben hatte; um sich bestens zu einer baldigen Beförderung zu empfehlen. Der Patron, der ihm sein Alter ansah, ermahnte ihn zur Geduld, und sprach, daß mancher allererst um die achte, neunte, zehnte und eilfte Stunde in den Weinberg berufen würde. Der Candidat hatte einen glücklichen Einfall, der auch von ihm zu recht gelegener Zeit angebracht wurde. Es war bereits nach zwölf Uhr, da er bey dem Patron erschien, und er grif sogleich nach seiner Uhr, die er aus den Schubsack zog und sie ansah, wobey er zu dem Patron sprach: „Ew Hochwohlgeb. halten mir es zu Gnaden, nach meiner Uhr ist es schon halb ein Uhr„. Dieser gute Einfall hatte die gewünschte Wirkung, denn er gefiel dem Patron sowohl daß er ihn sogleich

beförderte und den Candidaten in Zufriedenheit setzte. Ein ungünstiges Schicksal erfuhr das Frauenzimmer Icasia. Denn da der Kaiser Theophilus sich vermählen wollte, so ließ er in seiner Hofstadt sehr viel Frauenzimmer versammlen, um sich aus ihrer Anzahl eine Gemahlin zu erwählen. Unter denselben befand sich Icasia die nicht nur wegen ihrer Schönheit den übrigen den Vorzug streitig machte, sondern die auch wegen ihrer Gelehrsamkeit, guten Eigenschaften und hoher Geburt sich ganz besonders auszeichnete. Der Kaiser erhob sich zu dieser Versammlung, um die Frauenzimmer in Augenschein zu nehmen. Er trug in seiner Hand einen goldnen Apfel, welchen er als ein Zeichen der künftigen Vermählung derjenigen Person überreichen wollte, die er als seine Gemahlin annehmen wollte. Als er sich der Icasia näherte, so ward er durch ihre außerordentliche Schönheit in Verwunderung und Erstaunen gesetzt, und er sprach zu ihr: „Von einem Frauenzimmer und einem Apfel ist alles Uebel hergekommen„. Ueber diese Worte erröthete Icasia, und gab auf eine sittsame Art in aller Geschwindigkeit diese Antwort: „allein auch von den Frauenzimmern rührt viel Gutes her. Der Kaiser nahm diese Antwort sehr ungnädig auf, gieng von ihr fort, und überreichte den goldnen Apfel der Theodora Icasia, unruhig wegen der Ungunst ihres Schicksals, erwählte sie sich hierauf das Klosterleben.

Etwas

Etwas über die Bemühung zu gefallen.

Das Bestreben der Menschen, andern Menschen zugefallen, ist fast beyderley Geschlechtern gemein, und es zeigt sich in den verschiedenen Altern bald in höhern, bald in geringern Grad. Obgleich diese Bemühung an und vor sich zwar nicht verdient getadelt zu werden, weil man dadurch zu erkennen giebt, daß man sich um die Liebe und Freundschaft anderer Menschen zu bewerben suche; so hegt doch der strenge Moralist ganz andere Gedanken, und erklärt eine solche Bemühung für verwerflich, zumal wenn er wahrnimmt, daß dieselbige bey Personen von beyderley Geschlechte angetroffen wird. Diese Gewohnheit hat sogar fromme Seufzer bey manchem Heiligen hervorgebracht, woran uns ein ägyptischer Mönch mit Namen **Pambo** zur Gnüge überzeugen kann. Derselbige mußte auf Befehl des Bischofs **Athanasii** aus seiner Einsiedeley nach Alexandrien reisen, als er nun daselbst ein überaus schönes Frauenzimmer erblickte, welches überaus reitzend und prächtig gekleidet war, und durch diesen Anzug die Augen der Liebhaber an sich zog, so hat darüber dieser heilige Mann fromme Thränen vergossen. Indem er nun von den Anwesenden gefragt worden, so hat er zur Antwort gegeben: „ihm rührte zweyerley bey dieser Gelegenheit auf eine außerordentliche Art. Das erstere bestände darinne, daß sich dieses Frauenzimmer auf diese Weise ihrem Untergang näherte, und das andere, daß

er

er sich nicht so viel Mühe geben, und sich mit so brennendem Eifer bestreben könnte, seinem Gott zugefallen, als sich dieses Frauenzimmer angelegen seyn ließ, durch ihre Bemühungen Liebhaber an sich zu locken.„

Moralische Gedanken eines Kirchenvaters über den Staat.

Zu jeder Zeit ist so wie in unsern Tagen über den übertriebenen Pracht und Staat, besonders der Frauenzimmer Klage geführt worden, dergestalt daß man daraus den Schluß machen kann, daß sich die Menschen in jedem Weltalter beständig ähnlich bleiben. Ich muß zu dem Ende eine obwohl etwas lange Stelle aus einem Kirchenvater, der so wie die übrigen das Glück hat, selten gelesen zu werden, hier einschalten. Es ist dieselbige aus dem **Clemente Alexandrina** entlehnt, und überaus geschickt die Sitten alter Zeiten bey dem andern Geschlechte recht lebhaft vorzustellen. Er schreibt also:

„Wenn uns der Herr verbietet, daß wir wegen der Kleider, wegen der Ergetzlichkeiten, und wegen andrer Dinge, die an und vor sich überflüßig sind, nicht ängstlich sorgen sollen; was wird er wohl nach unsrer Meynung davon sagen müssen, wenn man sich in Ansehung des Putzes gar zu viel Mühe giebt, wenn man beständig mit Färbern und Glättern sich beschäftigen muß, wenn man wegen vieler buntfärbigter Bänder bekümmert ist, wenn man mit Edelgesteinen und Gold zu schmücken sich befleißiget

siget, wenn man fremde Haare um die Schönheit des Kopfputzes zu erhöhen trägt, und die Haare aufthürmt? Was soll ich davon sagen, daß man sich die Augenbramen mahlt, daß man sich schminkt, daß man die Haare färbt, und andere Kunstgriffe gebraucht, um sich ein schönes Ansehen zu verschaffen? (Man siehet hieraus, daß die Mahlerey, die in unsern Tagen sehr hoch gestiegen ist, auch vor Alters einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht gehabt.) Sollte man nicht mit Grunde der Wahrheit vermuthen, daß dasjenige was man von dem Heu zu sagen pflegt, sich recht schicklich auf die Liebhaberinnen des Putzes, die nicht um die Auszierung ihrer Seelen bekümmert sind, anwenden lasse. Die Welt ist der Acker, wir sind die Pflanzen, die durch die Gnade Gottes befeuchtet worden, und welche, wenn sie abgeschnitten worden, von neuem wieder keimen. Allein der gemeine Haufe wird im figürlichen Verstande Heu genennt, welcher sich nach zeitlicher Freude sehnt, kurze Zeit blühet, welcher mehr auf überflüßige Auszierungen, auf Ehre und andere Eitelkeiten als auf die Wahrheit siehet, und welche zu nichts anders nütze sind, als daß sie verbrannt werden. Der Herr sagt, es war ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Dieser war das Heu. Es war aber ein armer Mann mit Namen Lazarus der lag vor der Thür des reichen und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen die

von

von des Reichen Tische fielen. Dieser war die Pflanze. Der Reiche ward zur Höllen verstossen, weil er des Feuers würdig war, dieser aber keimte von neuem in dem Schooß Abrahä„.

„Ich lobe daher mit Verwunderung die Republik der alten Lacedämonier, welche bloß den Conversationsschwestern gestickte Kleider und güldnen Schmuck zu tragen erlaubt hat, und die ehrbaren Weiber von dem Staate zurückgehalten, weil sie nicht mit jenen in Vergleichung sollten gesetzt werden. Hingegen die obrigkeitlichen Personen bey den Athenienſern, die sich nicht auf bürgerliche Art kleiden wollten, vergaßen gleichsam ihr männliches Wesen, das ihnen das größte Ansehen gab, und schmückten sich mit Gold. Sie trugen lange Kleider, die bis auf die Knöchel herunterhiengen: sie zogen einen goldnen Ueberhang an, der mit Quasten ausgeziert war, sie bewiesen hiemit ihre irrdischen Sinnen, und gaben einen comödiantenmäſsigen Stolz zu erkennen. Diese Gewohnheit ward hierauf von ihnen auf die Jonier gebracht, von welchen Homerus behauptet, daß sie hierdurch weibisch geworden wären. Diejenigen aber, welche bloß auf den Schein des Schönen, ich meine, auf den Staat, den sie sich zinsbar machen, und die nicht auf das wirklich Schöne und Ehrbare ihre Gedanken richten, die führen gleichsam von neuem den Götzendienst ein, und sind von der Wahrheit entfernt. Sie täuschen sich mit einem bloſsen schönen Traum, und das Leben so sie führen, ist gleichsam mit dem tief-

sten Schlafe der Unwissenheit zu vergleichen Sollten wir uns nicht vielmehr ermundern lassen, nach demjenigen, welches wahrhaftig schönreitzend und prächtig ist, zu streben, und es mit Hintansetzung des irrdischen zu erlangen suchen?

„Ich behaupte daher, daß bloß deswegen den Menschen Kleider sind gegeben worden, damit sie ihren Körper bedecken, und ihn wider Frost und Hitze in Sicherheit setzen mögen, damit ihm, die Luft, die uns umgiebt, nicht schade. Gebrauchen wir daher die Kleider, um uns zu bedecken, so müssen die Kleider der Weibspersonen eben so wie der Mannspersonen ihre beschaffen seyn, denn die Bedeckung ist beyden Geschlechtern eben so nöthig, wie Essen und Trinken. Gleichwie alle beyde es mit einander gemein haben, daß sie wegen ihrer Bedürfnisse sich bedecken müssen, so muß eine Gleichheit in Ansehung der Bedeckung angetroffen werden, ausgenommen, daß die Frauenzimmer solche Kleider tragen sollten, die vor den Augen die Theile des Leibes verborgen halten. Denn daß bey einem Frauenzimmer wegen ihrer natürlichen Schwachheit die Begierden weit heftiger sind, dieses ist der üblen Erziehung zuzuschreiben, durch welche es sogar geschehen ist, daß **Mannspersonen** dergestalt ausgeartet sind, daß sie viel weichlicher als das Frauenzimmer geworden. Soll man sich ja einigermaßen nach ihnen richten und nachgebender seyn als man eigentlich sollte, so kann man ihnen weichere Kleider verstatten, nur daß sie nicht so buntfarbigt und gestickt sind„.

Glück

Glückliche und wunderbare Cur mit einem, dessen Fuß gelähmt war.

Vieles besteht in der Welt auf bloßer Einbildung, und man muß daher oft seltsame und wunderbare Mittel gebrauchen, um die Menschen von ihrer Einbildung zu befreyen, und sie so gar mit Gewalt davon loszureisen. So bildete sich ein Mann, der von der schwarzen Galle eine gar zu starken Dosin in seinem Körper aufbewahrte, ein, daß er von seinen Füßen eine starke Lähmung erlitten hätte, und um dieser Ursache willen war er nicht aus dem Bette zu bringen. Man gebrauchte verschiedene sowohl natürliche als auch moralische Mittel, um ihn von seinem Irrthum zu befreyen, allein sie giengen insgesammt fruchtlos ab. Inzwischen gab jemand seiner Frau, die sehr viel mit dem guten Manne auszustehen hatte, den heilsamen Rath, daß sie ihn, wenn er recht fest schlafen würde, aufwecken, und ihn wegen einer bevorstehenden augenscheinlichen Gefahr in große Furcht versetzen sollte. Die Frau leistete hierinne Gehorsam, und damit der Mann desto besser und fester schlafen möchte, so gab sie ihm bey der Abendmahlzeit zur Stärkung seines schwachen Magens viel Wein zu trinken. Um Mitternacht, da es ihr vorkam, daß er recht fest schlief, so weckte sie ihn mit großen Geschrey auf, indem sie vorgab, er möchte keine Zeit versäumen, und sich schleunigst mit ihr aus dem Hause wegbegeben, weil dasselbige im Brand ge-

steckt wäre, Der erschrockene Mann, der schon die Heftigkeit der Flammen zu fühlen glaubte, und dem sein Leben noch lieb war, damit er desto länger seine Frau quälen könnte, sprang mit der größten Behendigkeit, aus dem Bette, zog sich schleunig an, und lief so geschwind zu der Hausthüre hinaus, daß ihn nicht einmal gesunde Füße einholen konnten. Auf diese Art ward er von seinem langwierigen Uebel durch ein geringes Mittel befreyet, welches die kostbarsten Artzneyen nicht vermögend gewesen war zu heben.

Nöthige Vermeidung des Widerspruchs.

Nichts ist schädlicher, nichts macht die Menschen verhaßter, als der Widerspruch. Er ist auf einer doppelten Seite schädlich, einmal bey demjenigen, welchem widersprochen wird, denn er reitzt zum Zorn, macht Erbitterung und verursacht, daß das Geblüt in die Galle tritt, und gefährliche Krankheiten erzeugt. Manchmal geht es einigen Personen so wie der Frau in Gellerts Fabeln mit dem Hecht, welche wegen des Wiederspruchs in Ohnmacht sank, andere bekommen wohl gar Krämpfe und Verzuckungen. Auf Seiten desjenigen der widerspricht, ist eine unauslöschliche Feindschaft und bisweilen der Verlust der Ehrenämter und ansehnlicher Vortheile die unausbleibliche Folge. Die Klugheit gebietet hier den Widerspruch als eine gefährliche Schlange zu fliehen, und sich nach dem Ausspruch des Poeten zu richten:

Nicht

Nicht widersprechen und sich schmiegen,
Wenn große Männer prächtig lügen,
Das will die Pflicht:
Doch glauben, was sie uns erzählen,
Doch glauben, wenn Beweise fehlen,
Das will sie nicht.

Man muß sich hier nach dem Exempel richten, das ich itzt mittheilen will. An der Tafel eines vornehmen Mannes, der aber die hohe Bedienung, in der er stand, mehr seiner Abkunft und seinem Reichthum, als seinem Verstande zu danken hatte, befand sich ein fremder Officier. Jener gab vor den Vater des letztern sehr wohl gekannt zu haben, und behauptete, es hätte derselbe in der Schlacht bey Oudenarde unter seinen Befehlen als Obristlieutenant gefochten. Der Officier wandte dagegen ein, es würden Se. Excellenz sich vielleicht in der Person irren, indem sein Vater 1702 gebohren, erwähnte Schlacht aber 1708 vorgefallen wäre. Allein, so unmöglich es jedermann schien, daß ein Knabe von 6 Jahren als Obristlieutenant, einer Schlacht beygewohnt haben sollte, so ließen sich doch Se. Excellenz dadurch nicht irre machen, sondern versichrte steif und feste, daß es sich so verhielte, und sie sich der abgelegten Proben seiner Tapferkeit, noch gar wohl erinnerten. Der Officier ließ es endlich sich gefallen, und hierinne bewieß er eine ganz besondere Klugheit, denn sonst verlohr er den Zutritt in das Haus des vornehmen Mannes, und dabey sehr ansehnliche Vortheile. Man lerne also frühzeitig bey sich den Geist des Wiederspruchs

unterdrücken, und glaube, daß Recht dem ungeachtet Recht bleiben muß, und daß man durch Widersprechen, mehr niederreisset als man aufbauet. Der Widerspruch bleibt allemal Ungezogenheit, und ist einem Manne in der galanten Welt unanständig.

Nöthige Bemühung nach der Kunst zugefallen.

Billig muß man sich wundern, warum eine so große Anzahl Menschen sich den Künsten und Wissenschaften widmen, die einen anhaltenden Fleiß und emsige Bemühung erfordern, und daß so wenige sich um die Kunst zugefallen, welche doch die allernützlichste ist, Mühe geben, und welche man bloß durch das Verlangen, sie zu besitzen, erlangen kann. Lord Chesterfield war ein angenehmer Mann, und besaß in einem vorzüglichen Grade die Kunst zugefallen, welche er seinem Sohne so ernstlich empfohl, und ihm zu dem Ende sein eigenes Beyspiel vorstellte. Er erzählte ihm, wie er als ein Pedant in die große Welt getreten, und geglaubt, er könne nicht schöner, nicht witziger, nicht artiger sprechen, als wenn Horatius, Ovidius und Martialis seine Führer wären, bis er nach Haag gekommen, und daselbst im Umgange mit andern, seines Irrthums inne, und auch darauf sogleich ein sorgfältiger Beobachter und Nachahmer derjenigen geworden, deren beliebtes Wesen durch den allgemeinen Ruf entschieden war; nach solchen Personen suchte er sich zu bilden, und wählte

te das Frauenzimmer zu seinen Richterinnen, die nur allein geschickt sind unsere Sitten zuschleifen und ihnen die gehörige Politur zugeben. Nach und nach erreichte er seinen Zweck, und er bekennte, daß ohne diese Bemühung, ohne das äußerste Bestreben gefallen zu wollen, seine Verdienste unerkannt, und man nicht gewußt, zu welcher Classe er zu zählen, und seine Talente ungenutzt geblieben wären. Er hat hierinne vollkommen recht, denn man sieht noch täglich, daß geschickte Männer bisweilen sehr lange warten müssen, ehe ihre Verdienste und Geschicklichkeiten erkannt und gehörig belohnt werden. Gemeiniglich haben sie sich dieses selbst zuzuschreiben, weil sie sich in der Kunst zugefallen nicht geübt haben, vermittelst welcher man sich über andre leicht empor schwingen kann, dahingegen ohne dieselbige der geschickteste ein unleidlicher Mensch wird. Freylich kann man dieselbige am besten in der Gesellschaft erlernen, dahingegen die Entfernung von aller Gesellschaft, ein mürrisches Wesen, eine gewisse Rauhigkeit der Sitten, etwas höchst unangenehmes und mißfälliges in der Gesellschaft erzeugt. Es ist wahr Gelehrsamkeit kann einem Menschen Gewicht geben, aber äußere Vollkommenheit, ein einnehmendes Wesen geben Glanz, und es giebt mehr Leute, die sehen, als die wiegen. Wie wohl würde es nicht gethan seyn, wenn man alles beydes mit einander auf das sorgfältigste zu vereinigen trachtete, so würde man gewiß eine große und angenehme Fi-

gur machen. Es kann auch alles sehr wohl mit einander bestehen, und es stimmt auch mit der Bestimmung, die wir auf der Welt haben, sehr genau überein. Leben wir nicht in der Welt um nützlich zu werden, und unsere Künste, Kenntniße und Wissenschaften zu Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt anzuwenden? Leben wir aber nicht eben sowohl auch für die Welt, um uns und ihnen durch einen artigen Umgang das Leben angenehm zu machen? Ist nicht die Kunst zugefallen, das angenehme Gewürze, das unserm Umgang den lieblichsten Geschmack verleihet?

Urtheil über die Schmeicheley.

Unter den vortreflichen Maximen des **Lord Chesterfield** hat mir diese vorzüglich gefallen: „Schmeicheley ist zwar falsche Münze, aber doch das nöthige Taschengeld bey Hofe, wo sie durch Gewohnheit und Uebereinkunft so gänge und gebe geworden, daß sie nicht mehr betrüglich ist, sondern zur gültigen Zahlung dient„. Unter den alten Schriftstellern hat meines Erachtens **Plutarchus** am allerbesten das Bild des Schmeichlers entworfen, und das er den Unterschied zwischen ihm und einen Freunde so treffend angiebt, macht, daß er desto besser in die Sinne fällt, und auf das genaueste nach seiner wahren Gestalt erkannt werden kann. Er ist derjenige, der es vollkommen in seiner Gewalt hat Tugenden zu erdichten, ohne schamroth zu werden, Elephanten aus Mücken zu machen,

chen, ohne beredt zu seyn, große Fehler für klein ja wohl gar für Vollkommenheiten auszugeben, ohne das Ansehen zu haben, als wenn er sich deshalb Mühe gäbe. Offenbar übertritt er die Regeln der Bescheidenheit, indem er seine Mecänaten ins Angesicht lobt, den natürlichen Stolz bey ihnen erweckt und vergrößert, und sie zu nachsichtig gegen sich selbst macht. Er ist der größte Lügner, wenn er einen Lobredner vorstellt. Er spielt einen feinen Betrug, wenn er die rühmlichen Thaten seiner Gönner ihnen hererzählt, und das Erhabene darinne zeigt. Er hat eine Aehnlichkeit mit dem Fuchse in der Fabel, welcher den Raben, der in seinem Schnabel eine Weintraube hatte, wegen seiner vortreflichen Stimme große Lobsprüche machte, und ihn zu hören wünschte, der Rabe sich selbst vergessend, ließ die Weintraube fallen, und erhob seine Stimme, da indessen der Fuchs dieselbe auffieng, und verzehrte. In der That, so lange haben sie holdselige Stimmen, und setzen dabey ihren Ruhm bey Seite, den sie durch ihr eignes Verhalten ganz verdunkeln. Doch diejenigen, die Schmeichler um sich zu ihrem größten Nachtheil dulden, sind gar nicht zu bedauren, weil sie von ihrer verderbten und übertriebenen Eigenliebe verblendet, ihnen gar zu viel Glauben beymessen, und sich selbst in Ansehung ihrer gründlichen Verbesserung die wichtigsten Hindernisse in den Weg legen. Sie hören die Schmeichler gern, weil sie die Ausposaunung ihrer Vollkommenheiten wünschen, sie über-

häufen die Schmeichler mit vielen und großen Geschenken, um sich nur unglücklich zu machen. Die Vergleichung der Schmeicheley mit falscher Münze ist sehr treffend, denn die braucht man nur andere zu betrügen. Hat sich aber nicht derjenige die Schuld selbst aufzubürden, der sich betrügen läßt? Und was für ein Schicksal betrift endlich denjenigen, welcher falsche Münze geprägt hat? Wird nicht auf ähnliche Art zuletzt der Schmeicheley begegnet? Es ist die Schmeicheley hiernächst das nöthige Taschengeld bey Hofe, weil man sich durch die Wahrheit Ungnade und Fall zuziehen würde. Zu allen Zeiten hat man über die entsetzliche Anzahl der Schmeichler, die sich bey großen Herren gar zu gern einzufinden pflegen beschwert, und die bittersten Klagen deshalb geführt. Mancher rechtschaffene Mann muß sich die Schmeicheley ebenfalls gefallen lassen, wenn er anders nicht will verachtet und verkleinert werden Sie ist gleichsam Münze, die gültig seyn soll, ob sie gleich geringhaltig ist, und darwieder man nichts einwenden darf.

Unrichtiger Verstand wegen falscher Aussprache der Wörter.

Es giebt bisweilen einen völlig unrichtigen und widersinnigen Verstand, wenn man Wörter und Redensarten anders lieset und ausspricht, als wie sie eigentlich nach der Reinlichkeit der Mundart, und nach den eingeführten Regeln des Sprachgebrauchs gelesen und ausgesprochen wer-

werden sollen. Auf diese Weise verfuhr jener Bauer, da er sein Gebetbuch zur Hand nahm. Er laß die Ueberschrift Gebet, so als ob es der Imperativus, oder diejenige Art sich befehlsweise auszudrucken in der andern Person der mehrern Zahl von dem Worte geben wäre. Es wurden also die Rubriken Gebet am Sonntage, Gebet am Monntage, Gebet am Dienstage. Gebet an der Mittwoche, Gebet am Donnerstage, Gebet am Freytage, Gebet am Sonnabend so ausgesprochen, und gelesen, als ob sie den Befehl enthielten, was man vor Abgaben entrichten sollte. Der Bauer voller Ungeduld legte das Buch bey Seite und sprach: „Ja, da hat man die ganze Woche nichts weiter zu thun als zu geben, und wenn man denkt genug gethan zu haben, und fertig zu seyn, so hebt sich das Geben mit dem Sonntag von neuem an.

Erklärung von den Worten, wie gehts zu?

Wie gehts zu? Luchsaugen muß man haben, wenn man dieses sehen will. Eine große Weltkenntniß muß man besitzen, wenn man es beurtheilen soll. Und ein Löwenherz mit Unerschrockenheit gestählt, wird darzu erfodert, wenn man sagen soll, so gehts zu. Man mag nur alle Stände in der Welt durchlaufen, so wird man dabey diese Frage anbringen können, aber die Antwort muß man auf eine gelegenere Zeit schuldig bleiben, biß die allzugroße Empfindlichkeit sich verloren haben wird. Allein wenn

wird

wird wohl der so höchst beglückte Zeitpunct erscheinen? Wenn wird man mit Aufrichtigkeit die wahre Gestalt vieler Sachen auf dem Erdboden entdecken können? Vielleicht ist das Jahr 1777 die Zeit, weil hier drey sieben zusammenkommen. Man wende nicht hier wider ein, daß sieben etwas Böses anzeige, mit eben soviel Grund können wir behaupten, daß es die Vorbedeutung etwas Guten und Geheimnißvollen sey. Man frage die alten Pythagoräer deswegen.

Auslegung über die Redensart: ich thue das Meinige.

Gleich komme ich aus einer Gesellschaft, wo fast alle Stände versammlet waren, und wo mir Gelegenheit gegeben wurde über die Redensart: Ich thue das Meinige einige Anmerkungen zu machen. Holzung ein Gerichtshalter that das Seinige, indem er die Processe verkürzet, wenn sie nichts eintragen, und sie verlängert, so lange noch die streitenden Parteyen zu setzen können. So lange die Verlassenen keinen Vertheidiger und doch Geld haben, nimmt er sich ihrer mit mehr als väterlicher Sorgfalt an, und thut gern das Seinige. Wenn er um Rath gefragt wird, so ertheilt er denselbigen, und thut dabey das Seinige, damit er nicht zu kurz kommen möge. Niemals nimmt er Geschenke, weil sie ihm freywillig gebracht werden, und es würde eine Unhöflichkeit seyn, wenn er die guten Leute bemühen, und ihnen durch das Tragen nach Hause Beschwerlichkeiten verursachen wollte,

te, Er thut das Seinige, was ihm die Liebe des Nächsten anbefiehlt, und er ist sich selbst der Nächste. Wenn er Gerichtstag hält, so theilt er alles, besonders bey der Tafel, weil er der Vorschneider ist, und das beste und größte Stuck ist allezeit für ihm gut genug, er thut das Seinige. Er straft ungern, aber die Gesetze befehlen es, und es gereicht dem leidenden Theile zur Besserung, er kann nicht anders verfahren, als das Seinige thun. Die Gefangenen läßt er bald halb verhungern, er thut das Seinige, denn sie sollen die Beschwerlichkeit der Gefangenschaft empfinden. Er treibt mit der äusserſten Schärfe seine Gerichtsgebühren ein, weil er seine Untergebenen liebt, und sie von langwierigen und kränkenden Sorgen, welche die Schulden machen, und sich selbst von denselben wegen der Eintreibung befreyen will; aus Liebe zu sich und andern thut er das Seinige. Er läßt seine Beygeordneten vor sich arbeiten, und alles in Ordnung bringen, indem er das Seinige thut, welches darinne besteht, daß er sich die Beschwerlichkeiten des menschlichen Lebens zu erleichtern sucht. Archias der Arzt ist von gleicher Sorgfalt für die Wiederherstellung der Gesundheit seiner Patienten eingenommen. Er läßt die Natur ungehindert das Ihrige wirken, indem er sich bemühet ihr hülfreiche Hand zu leisten und das Seinige zu thun. Wird er zu einem Patienten gerufen, der mit einer kleinen Unpäßlichkeit zu kämpfen hat, so thut er das Seinige, indem er ihm mit Recepten versiehet,

siehet, und ihm, wenn die Natur gut wirkt, in kurzer Zeit zu seiner vorigen Gesundheit verhilft. Er thut das Seinige bey unheilbaren Krankheiten, wenn er die Zufälle vermindert, die er nicht heben kann, und die Todtengräber nicht vergißt, welche doch auch leben wollen. Der Philosoph gewissenhaft und genau in seinen Pflichten thut das Seinige, wenn er die Menschen denken lehrt, die schon eine natürliche Anlage darzu und guten Mutterwitz haben. In die Tiefen der Wahrheit dringt er tief, eröfnet durch seine Forschungsbegierde die verborgensten Geheimniße der Natur, und erfüllet andere mit mannigfaltigen Kenntnissen und vorzüglicher Weisheit. Er trägt ihnen alle seine Wissenschaften vor, unbesorgt, ob sie dadurch zu einer bessern und größern Kenntniß gelangen, inzwischen thut er doch das Seinige, wenn er sich für seine Mühwaltung bezahlen läßt. Dorant, ein Handelsmann, handelt niemals seiner Pflichten uneingedenk, die besten Waaren werden einstheils von ihm verschrieben, andern Theils aber auf seine Veranstaltung fabricirt, als ein sehr accurater Mann, berechnet er auf das genaueste, wie hoch ihm der Einkauf zustehen kommt, und er durchziffert es mit eben soviel Sorgfalt wie theuer der Verkauf seyn müsse, wenn er als ein redlicher Bürger dabey bestehen, und sich standesmäßig mit seiner Familie unterhalten will. Da er eine weitläuftige Wirthschaft hat, so muß er das Seinige thun, als Handelsmann hat er die Verbindlichkeit auf

sich

sich für die Aufrechthaltung seiner Handlung, für guten Credit und für einen solchen Verkauf zu sorgen, daß seine Handlung im blühenden Zustand erhalten werde, und er bey hinlänglichen Absatz seiner Waaren in Ansehung seiner häußlichen Angelegenheiten nicht zu kurz komme. Als Haußherr hat er die Pflichten eines Mannes, eines Vaters, eines Herrn, und Bürgers zusammen auf sich: und da diese fünf Personen in einem Körper zusammen vereiniget wohnen, so kann man sich leicht vorstellen, daß zu dessen Unterhaltung nicht wenig erfordert werde. Jedoch er kann sich hier nicht anders helfen, als daß er das Seinige thut, welches darinne bestehet, um doch, die Gerechtigkeit zu handhaben, die so schätzbar bey dem Handel ist, daß er nur 60 bis 70 Procent Profit nimmt, wobey er und der Käufer sehr wohl bestehen kann. Caspar ein Kleineruhrmacher hegt ebenfalls solche uneigennützige und löbliche Gesinnungen, und er ist nur zu frieden, wenn er das liebe Leben bey seiner erlernten Kunst hinbringen kann. Man siehet es ihm auch an, daß er sich für andere aufopfert, sein Ansehen ist so mager, daß er sich alle Vierteljahre die Kleider muß weiter machen lassen, um das sich täglich ansehende Fleischgewüchse zu umfassen. Wenn er eine neue Uhr verfertiget, so thut er das Seinige, indem er allezeit drey Theile Profit nimmt, um die Käufer nicht zu übertheuern, und ein ruhiges und unverletztes Gewissen zu behalten. Siehet er in eine Uhr hinein, putzt er sie in etlichen

Minu-

Minuten aus, und verbessert er sie in einer eben so großen Periode, so rechnet er dafür an, als ungefehr ein Tagelohn betragen würde, und hier thut er das Seinige. Er hat die größte Kundschaft, weil er ein sehr billiger Mann ist, und das Wenige, so er nimmt, wird so gesegnet, daß er dabey bestehen kann. Kurz man sehe sich in der ganzen Welt um, und man wird finden, daß jeder Stand ohne Ausnahme das Seinige thue.

Die Welt en Masque.

Keinesweges verdienen diejenigen witzigen Köpfe getadelt zu werden, welche die Welt unter einer Komödie vorstellen, wo die Menschen ein jeder in seiner Art seine Rolle spielt, und man kann noch hinzusetzen, daß dieses gemeiniglich en Masque geschehe. Je mehr nun einer Fähigkeiten besitzt, desto besser ist er seine Rolle zu spielen im Stande, und je besser er seine Rolle spielt, desto mehr Beyfall, Bewunderung, Liebe und Lob hat er sich zu versprechen. Wer weiß es nicht, daß sehr oft der Diener die Rolle des Herrn, der Herr die Rolle des Dieners, die Kammerjungfer die Rolle der Frau, zumal wenn sie bey ihrem Herrn allein ist, und die Frau die Rolle der Kammerjungfer, zumal wenn der Bediente ein gutes Ansehen hat und gegen sie nicht gleichgültig ist, spielt. Inzwischen wann auch die Erfahrung die Richtigkeit dieses Satzes nicht rechtfertigte, so werden es doch gewiß Exempel thun, die besser rühren und überzeugen,

zeugen, als die trockenste und abstracteste Wahrheit. Wer kennet nicht Herrn Theriak, den ansehnlichsten Mann bey jener berühmten Stadt, der die Zierde aller andern Männer und das Vergnügen der Menschen, zumal wenn man es von dem andern Geschlechte versteht, ganz wohl genannt werden kann. Jedweden läßt er vor sich, und jederman, der bey ihm seine Aufwartung macht, wird von seinem einnehmenden Wesen dergestalt eingenommen und hingerissen, daß er ihm seine Liebe nicht versagen kann. Er nimmt nicht nur jedweden auf das liebreichste und freundlichste auf, sondern er hört auch sein Anliegen mit bewundernswürdiger Geduld und Gelassenheit an, und verspricht ihm auch, nachdem er, nach jedesmaliger Beschaffenheit der Umstände, sein Mitleiden zuerkennen gegeben, ihm den kräftigsten Beystand zu leisten, wenn es anders nur möglich ist. Kommt etwa die Gegenpartey von dem, der den Augenblick seinen Besuch abgestattet hat, so verschenket er eben die Höflichkeitsbezeugungen, und macht ihr die angenehmste Hofnung, daß er ihr seinen Beystand nicht versagen wollte, zumal da er gewohnt wäre, jederzeit der gerechten Sache beyzustehen. Hierdurch erwirbt er sich sehr viel Vortheile, es kommen alle, die seine Hülfe suchen, gerne zu ihm, sie hören mit Vergnügen seinen theuren Versicherungen zu, sie entfernen sich mit weit erleichtertem Herzen, und preisen ihn als einem vortreflichen Mann, der gewiß allen und jedem helfen würde, wenn es nur in seinem Vermögen stünde.

Wenn vollends ein Frauenzimmer bey ihm erscheint, so ist er die Liebe und Leutseligkeit selbst, aus Hochachtung kann er dem andern Geschlechte keine Bitte abschlagen. Einer jeden und wenn zwanzig bey ihm erschienen, versichert er seine Hochachtung und seine brünstige Liebe, und er verbindet sie sich bey einer jeden Gelegenheit auf eine solche Art, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel von der Zärtlichkeit seiner Liebkosungen übrig bleibt. So beträgt er sich gegen jede, so ist er ein Wunder seiner Zeit, so wird sein vortreflicher Charakter gerühmt, allein er bleibt allen, die ihn kennen, ein unauflößliches Räthsel. Heimlich lacht er über die Thorheit und Leichtgläubigkeit der Menschen, und sinnt in der Einsamkeit auf Mittel, wie er zu seinem Vortheil dieselben immer mehr und mehr einschläfern und solchergestalt die Anzahl seiner Freunde vermehren will. Niemals legt er seine Masque ab, und es ist auch niemand vermögend ihm dieselbe abzuziehen. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß nur Mannspersonen auf diese Weise sich zu verhalten pflegen. Frauenzimmer verbergen sich weit besser und anständiger unter dem Schleyer, und spielen mit ungemeiner Feinheit ihre Rollen. Madam **Onkelosin** ist die liebreichste und tugendhafteste Frau von der Welt, die ganze Stadt giebt ihr einstimmig dieses Zeugnis. Bis zum Entzücken treibt sie ihre Gefälligkeit, und sie versteht die Kunst, auf eine angenehme Art eine Gesellschaft zu unterhalten, so vollkommen, daß allezeit die Gesellschaft in Betrübnis versetzt wird, wenn

wenn die Zeit so schnell verflossen und die Stunde zum Aufbruch vorhanden ist. Ihr Gemahl ist stolz auf dieses Gut, und ein lebhaftes Vergnügen über die Tugend, Treue und Redlichkeit seiner Frau versüßet ihm seine beschwerlichen und geschäftsvollen Tage. Nie fließt ihr Mund holdseliger, als wenn sie über die in Laster und Wollust versunkene Welt seufzet, und nie ist sie mißvergnügter, als wenn sie Nachrichten von verborgener Liebe hört, die sie doch recht begierig aufsammelt. Aber wenn der Mann an sein Geschäfte angefesselt ist, so nimmt sie am liebsten Visiten von jungen und liebenswürdigen Mannspersonen an, in deren Umgang sie ihr Herz bildet, da hingegen jene bey ihr Leiber zu bilden sich vornehmen, und ihnen solche Volkommenheiten mittheilen, die nach einiger Zeit nicht unsichtbar bleiben können, und die ihrem Manne den angenehmen Vaternamen, oft ohne sein Verschulden zuwege bringen. Verschwiegenheit ruht bey ihr im höchsten Grade, welches eine seltene Tugend bey dem andern Geschlechte ist, und man hat niemals sie sagen hören, ob und was für Mannspersonen bey ihr Besuch gegeben haben. Es würde leichte werden noch mehrere Exempel von der Art anzuführen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß diese beyden schon hinlänglich seyn werden, die Wahrheit unsers Satzes zu bestätigen, daß die Welt vermasquirt sey. Vielleicht fallen unsern Lesern mehrere solche Masqueraden bey, und vielleicht sind einige so glücklich gewesen Acteurs und Actri-

ces bey solchen Gelegenheiten vorzustellen, die uns sonder Zweifel ihren Beyfall nicht versagen werden.

Ueber die Muttermäler, sonderbare Bemerkung dabey.

Einmal muß ich mich in das Gebiete der Aerzte verirren, um von ihnen Stoff zu meinen Plaudereyen zu entlehnen. Zu dieser Absicht will ich mir die wichtige Lehre von den **Muttermälern** wählen, worüber die Meinungen der Aerzte getheilt gewesen sind. Einige halten sie für Kinder der Einbildungskraft der Mütter, welche auf die Frucht, vermittelst des Schrecks, der Furcht, des Verlangens, der Sehnsucht und andrer Leidenschaften wirken, und solchen Seltenheiten an dem Körper des Kindes ihr Daseyn verleihen. Diese Meynung ist schon längst durch die stärksten Gründe entkräftet und widerlegt worden, demungeachtet hat sie, so wie alle Vorurtheile, dergestalt tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie durch die wichtigsten Vorstellungen dennoch nicht gänzlich hat ausgerottet werden können. Andere stehen in den Gedanken, daß sie von stockenden Säften, verschobenen Haarkeimen und dergleichen entstehen, und diese Meynung verdient unsern Beyfall ganz. Inzwischen muß ich doch einige Geschichte erzählen, die vorzüglich merkwürdig sind. Ein Frauenzimmer hat berichtet, daß sie ein Mal an sich habe, daß völlig einem Ferkel gliche, nur Schade, daß man diese Seltenheit nicht hat zu Gesichte bekommen

kommen können, weil es sich an einem Orte befunden, den sie nicht jedermann wohl zeigen konnte. Die Mutter dieses Frauenzimmers die bereits eine bejahrte Frau war, und die zugleich die Muttermäler als Wirkungen der Einbildungskraft mit ungemeiner Heftigkeit vertheidigte, konnte am besten und zuverlässigsten Nachricht davon geben, wie es zugegangen, daß der Körper ihrer Tochter mit einem solchen Muttermale bezeichnet worden wäre. Sie erzählte, daß sie das Maal allererst eine geraume Zeit nach der Geburt des Kindes bemerkt hätte, da sie sodann sich ohne viel Umstände bey Erblickung desselbigen, auf die nächste und vornehmste Ursache davon besonnen welche folgende gewesen: Kurz vor ihrer Niederkunft ist sie nebst ihrem Mann zu einem Anverwandten, dessen Haus von dem ihrigen in etwas entfernt gelegen, eingeladen worden, und welcher, wie sie wußte, einige schöne Spanferkel hatte. Sie und ihr Mann hatten geglaubt, daß es zu weit für sie seyn möchte, dennoch aber hatte sie, wie ihr dieses noch in frischem Gedächtniß war, von sich die Versicherung gegeben, daß sie auf alle Fälle dahin kommen wollte, wenn sie nur gewiß wüßte, daß sie zum Mittagsessen eines von diesen Spanferkeln bekommen würde. Der Mann gieng endlich allein, und brachte des Abends ein Viertel des Spanferkels mit, das man für sie mit Fleis zubereitet hatte, weil ihre Verwandten wußten, daß sie dergleichen sehr gern zu essen pflegte. Aber, ein ungünstiger Zufall und

ein widriges Gestirn, welches einen sonderbaren Einfluß auf die Menschen hat, verursachte, daß sie, als sie des Abends essen wollte, nur wenig davon zu sich nehmen konnte, und unglücklicher Weise zu gleicher Zeit den Theil ihres Körpers, an dem ihre Tochter das Mal hat, mit der Hand rieb.. Nach ihrer Aussage, darauf sie unbeweglich beharret, war dieses die Ursache von der Gestalt dieses Mals. Da nun weiter nachgeforscht wurde, wie wohl hiervon bey dem Kinde ein Mal hätte entstehen können, da doch ihr Verlangen erfüllt worden wäre; so hat sie hiervon folgenden Bescheid gegeben: „Es läßt sich alles ganz leicht erklären, daß das Kind das Mal bekommen mußte, ob ich gleich das Ferkel genossen habe. Denn ich wünschte mir es gut zugerichtet und warm, mit einer guten Pflaumenbrühe und voll Saft; ich mußte es aber ganz kalt essen. Hierüber wurde ein herzliches Gelächter, obgleich die Bewegungsgründe hierzu bey jedem insbesondere ganz verschieden seyn mochten. Unterdessen bildete sich doch die Matrone ein, daß die Wahrheit auf ihrer Seite seyn müßte„.

„Ein vornehmes Frauenzimmer bekam nach dem Berichte eines angesehenen Arztes, der selbst davon ein Augenzeuge gewesen, Verzuckungen, wobey er sogleich erscheinen mußte. Er fand sie wirklich auf dem Bette, und erkannte allerdings, daß ihre Zufälle einige Gefahr prophezeyeten. So bald sie ein wenig zu sich gekommen, rufte sie immer, die schwarze

Katze!

Katze! die schwarze Katze! Der ganz besondere Abscheu, den sie, wie man wußte, gegen diese Art der Thiere hatte, schien die Ursache dieses unglücklichen Zufalls, die man bisher ganz und gar nicht gewußt hatte, zu verrathen. Die Bedienten suchten also die Katze sorgfältig auf, und fanden endlich dieselbige in einem Faße liegen, welches man um das Regenwasser zusammlen, nicht weit von dem Fenster des Frauenzimmers gesetzt hatte. Dieser Zufall hatte eine so starke Wirkung auf das Frauenzimmer, daß sie ganz und gar nicht von ihrer Furcht befreyet werden konnte, und sie befand sich daher bis zu ihrer Niederkunft in traurigen Umständen. Weder das Zureden ihrer Freunde, noch die gründlichsten Vorstellungen ihres Arztes waren vermögend sie zu beruhigen. Von ihren Gedanken war sie auf keine Art abzubringen, und sie glaubten zuverlässig, daß ihr Kind in dem Gesichte, wie diese schwarze Katze aussehen würde. Endlich ist sie mit einem Knaben niedergekommen, und ihre Furcht ist völlig verschwunden, da ihr Kind weder ein Mal noch einen Flecken an sich gehabt„.

„Eine Dame, die sich in die Kirche verfügt hatte, bekam unglücklicher Weise eine Frau zu Gesichte, die ihr gleich über saß, und ein sehr garstiges Mal hatte, worüber sie außerordentlich erschrack. Diese Begebenheit machte solche starke Eindrücke bey ihr, daß sie alle Andacht verlor, und nachdem sie die Kirche verlassen hatte, beständig von diesem armen Weibe redete.

Nach etlichen Wochen verfügte sich dieses Frauenzimmer wieder nach der Kirche, und es traf sich, daß eben diese Unglückliche ihr wiederum gegen über saß, und dies machte sie so unruhig, daß sie diese Kirche nicht wiederum besuchte. Man trug alles mögliche darzu bey, um die Frau zuberuhigen, und alle Furcht aus ihrem Herren zu verbannen. Endlich wurde die Frau glücklich entbunden, jedoch getrauete sie sich nicht ihr Kind eher anzusehen, als bis sie aus den Gesprächen der Umstehenden mit Zuverlässigkeit geschlossen, daß das Gesicht desselbigen keinen solchen Schandfleck an sich wahrnehmen ließ„.

Sogar erstreckt sich auch dieses auf die Thiere, wie aus folgender Erzählung zur Gnüge erhellen wird, „Ich habe gelesen, daß eine Dame eine Katze gehabt, welche der Liebling ihres Vaters gewesen, und die ein Junges geworfen, welches zum Erstaunen der ganzen Familie auf dem Rücken eine Ratte mit sich auf die Welt gebracht hat. So wie das Kätzchen gewachsen ist, so hat auch die Ratte zugenommen, bis sie endlich nach einigen Monaten in der Gestalt einer ganz vollkommenen Ratte abgefallen ist, welche sogar das Frauenzimmer selbst in Händen gehabt haben soll„. Das ist doch etwas ganz erstaunenswürdiges, und es kann hiervon keine andere Ursache angegeben werden, als daß die alte Katze, die eine Ratte verfolgt hat, und sie nicht in ihre Gewalt bekommen konnte, durch die Heftigkeit der Sehnsucht so etwas auf den Körper ihres Jungen gebracht haben muß.

Daß

Daß ein Körper vielleicht auf dem Kätzchen fest gesessen ist allerdings möglich, daß es aber eine Ratte gewesen, darzu gehört viel Ueberzeugung. Was für Muth und Ueberwindung gehört über dieses darzu, daß das Frauenzimmer, nachdem die Ratte abgefallen, dieselbige angegriffen und aufgehoben habe? Wie kommt es denn daß nicht die alte Katze, in der Einbildung, daß es eine wirkliche Ratte wäre, solche sogleich gefressen, oder sie muß einen großen Verstand gehabt haben? Wie kommt es, daß sie wenn sie lebendig gewesen, nicht so gleich nach dem Abfallen fortgelaufen? Oder daß man wenn sie tod gewesen, nicht sogleich ihren Körper in Weingeist gesetzt und als eine wirkliche Seltenheit aufbewahret hat?

Vermuthlich wird man mir keinen Vorwurf machen, daß ich in Ansehung der Muttermale, nur Personen vom andern Geschlechte vorgestellt habe, gleichsam als ob ich mir fest überredete, daß sie durchgängig mit Muttermalen gezeichnet wären, welches sie selbst in einer gewissen Betrachtung nicht leugnen können. Um nun hiervon mich zu befreyen, so soll ein anderes Exempel vorgetragen werden, wobey wir etwas überaus merkwürdiges antreffen, und welches uns zu einigen wichtigen Anmerkungen Veranlassung geben kann. Ein geschickter Arzt in Holland hat folgendes erzählt: „Als ich mich noch auf der Universität wegen Erlernung der Wissenschaften aufhielt, so hatte ich unter meinen guten Freunden auch einen Juristen, welcher

cher an seinem rechten Arme ein Muttermal hatte, welches wie eine reife Erdbeere gestaltet war. Derselbige hat an diesem Muttermale bemerkt, daß, wenn sich die lebhafte Farbe desselbigen veränderte und blässer und dunkler wurde, ihm eine Krankheit in kurzem bevorstünde. Um mich hiervon recht lebhaft zu überzeugen, so versprach er mir, daß ich es selbst in Augenschein nehmen sollte, wenn sich dergleichen mit seinem Muttermale ereignete. Einstmals kam er zu Anfang des Sommers zu mir, und zeigte mir sein Muttermal, das ich nur vier Tage vorher in seiner lebhaften Farbe gesehen hatte. Ich erblickte dasselbige, wie es ganz blaß und gelblich aussah. Er war damals völlig aufgeräumt und gesund, und er spürte nichts an sich, von einer ohne vorhergegangenen Ursache entstandenen Trägheit und Müdigkeit, die gemeiniglich ein Vorbote herannahender Krankheiten zu seyn pflegt. Wenige Tage hernach verfiel er in einige Unbäßlichkeit, woraus ein sehr gefährliches Fleckfieber ward, wovon er mit genauer Noth noch befreyet wurde. So lange die Krankheit heftig war, so sahe das Muttermal beynahe schwarz, da sie abnahm, so wurde die Farbe desselbigen nach und nach heller, bis endlich bey der Genesung dasselbige seine gewöhnliche Farbe wieder bekam. Diese Erscheinung läßt sich meines Erachtens ganz leicht erklären. Da es ausgemacht ist, daß die mehresten Krankheiten die Menschen nicht plötzlich überfallen, sondern der Same und die Anlage darzu in ihrem

Körper

Körper unvermerkt hervorgebracht wird und sie hernach allererst zum Ausbruch kommen, so läßt sich ohne viel Mühe begreiffen, daß bey ihrer langsamen Erzeugung nach und nach diejenigen Bewegungen unsers Körpers, die zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig sind, von ihrer Regelmässigkeit abweichen. Folglich werden diejenigen Säfte, welche natürlicherweise vermittelst des Herzens und der Pulsadern beständig von innen nach der äußerlichen Oberfläche des Körpers bewegt worden, nicht mehr mit so großer Lebhaftigkeit als wie vorher dahin getrieben. Daher darf man sich nicht verwundern, daß das lebhafte Roth der Muttermäler, welches lediglich von starken und lebhaften Antrieb des Bluts nach diesem Theile entstanden, sich nach und nach in eine bläßere und matte Farbe verwandeln. Wir bemerken aus eben dieser Ursache, daß sich eben dergleichen Veränderung der Farbe bey den Muttermälern von der Kälte oder von den Schreck zu ereignen pflege. Von beyden bestehet die Ursache darinn, daß die zu dem Leben nöthige Bewegung der Säfte nunmehr von den äußern Theilen des Körpers nach dem innern getrieben wird. Mit eben so leichter Mühe läßt sich diese Erscheinung erklären, woher es komme, daß die Muttermäler, welche Gartenfrüchte z. E. Kirschen, Himbeeren, und dergleichen vorstellen, zu der Zeit, da diese Früchte in der Natur zur Reife kommen, größer werden und ein lebhaftes Ansehen erhalten. Es ist gar nicht nöthig, daß wir um dieses Geheimniß

der

der Natur aufzuschließen, unsere Zuflucht zu einer geheimen Verwandschaft, die zwischen natürlichen Dingen statt finden soll, und welche Sympathie genennt wird, nehmen; sondern selbst die Zeit, da dieselbigen reif werden, und da soviel und mannigfaltige Veränderungen in der Natur vorgehen, giebt uns die Gründe an die Hand, von dieser Sache hinlängliche Rechenschaft zugeben. Denn wer weiß nicht, daß bey der Hitze unser Körper weit lockerer und ausgedehnter werde, und daß die Feuchtigkeiten nach den äußern Theilen viel stärker treten? Ist es daher wohl zu verwundern, daß um diese Zeit, die Muttermäler eine größere und vollkommenere Gestalt annehmen, und mit einem weit röthern Ansehen sich den Augen darstellen? Um sich davon recht augenscheinlich zu überzeugen, daß unsere Meynung die einzige wahre Ursache sey, so darf man nur selbst einen Versuch damit anstellen, denn man darf nur kältere Luft auf dergleichen Muttermäler stoßen lassen, so schnürt sich die Haut enger zusammen, ihr Durchmesser wird kleiner, und es verliert sich die lebhafte rothe Farbe. Man wird um dieser Ursache willen auch wahrnehmen, wenn man anders nur darauf Achtung geben will, daß im Winter von warmen Betten, von eingeheitzten Stuben, ingleichen von den Leidenschaften, der Schamhaftigkeit, der Freude, des Zorns, wobey die Säfte, welche nach der Oberfläche des Körpers hingetrieben werden, die Muttermäler ebenfalls solchen Veränderungen unterworfen sind. Es

ist

ist dabey nicht zu leugnen, daß man aus dergleichen Veränderungen, die als Vorboten anzusehen sind, großen Nutzen in Ansehung seiner Gesundheit ziehen könne, denn wenn das gewiß ist, daß man sich wider solche Dinge, die man voraus siehet, desto besser in Sicherheit setzen könne, daß sie nicht so grossen Schaden anrichten, so ist es auch richtig, daß man der Wuth der zu befürchtenden Krankheiten einigermaßen Einhalt thun und ihnen vorbeugen könne. Niemand wird in Abrede seyn, daß dieses einem geschickten und erfahrungsvollen Arzt, wenn ihm nur ein Wink deshalb gegeben wird, möglich sey. Ja er kann sogar durch seine Geschicklichkeit solche Ankömmlinge, an denen freylich gar nichts gelegen ist, völlig abweisen. Die Art, wie dieses am besten bewerkstelliget werden kann, ist folgende: Vor allen Dingen muß man darauf bedacht seyn, den Säften, die von den innerlichen Theilen nach den äußerlichen sich gar zu sehr begeben, und welche nach dem Ansehen der Muttermäler nunmehr ihre ordentliche Bewegung verändert und die entgegengesetzte vorgenommen haben, durch dienliche Mittel bey guter Zeit ihren ordentlichen und natürlichen Weg anzuweisen. Hiernächst hat man für die ordentliche Ausdünstung Sorge zu tragen Ursache, denn wenn man hierbey eine sehr genaue Sorgfalt beweiset, so ist man fähig alle langwierige und entzündende Krankheiten von dem menschlichen Körper abzuhalten. Hierauf kommt fast alles an, und es bestätiget es die Erfahrung zur Gnü-

ge,

ge, daß die geschicktesten Aerzte vermittelst dieses Kunststücks die gefährlichsten Krankheiten abgewiesen haben. Allein auf was für Art und durch was für Mittel ist wohl dieses am besten und sichersten zu bewerkstelligen? Hier muß man auf zwo Ursachen vorzüglich sein Augenmerk richten, einmal auf die Vollblütigkeit und alsdenn auf die Verdickung der Säfte. So wohl die eine als die andere, verhindert den freyen und gleichmäßigen Umlauf des Geblüts, von welchem doch die ungehinderte Ausdünstung einzig und allein abhängt. Wenn vermittelst der Vollblütigkeit die Ausdünstung nicht gehörig von statten geht, so ist ein Aderlaß das allerbewährteste und sicherste Mittel, welcher den Kräften des Herzens, die durch die allzu große Menge der Säfte sehr gelitten haben, eine vermehrte Stärke mittheilt, vermittelst welcher die Feuchtigkeit nach den Gängen der äußern Haut fortgetrieben werden. Wir bemerken dieses täglich, daß der Puls bey vollblütigen Personen nach dem Aderlassen nach und nach voller, geschwinder und stärker werde, und daß der ganze Körper in eine sanfte Ausdünstung gerathe. Hingegen so bald als von der Verdickung der Säfte die Ausdünstung verhindert wird, so kommt man am besten durch verdünnende Arzneymittel der Natur zu statten, welche die Theilchen, so eine Zähigkeit angenommen haben, auflösen und verdünnen, wodurch sie alsdenn mit größerer Bequemlichkeit nach den Ausdünstungsgefäßen geleitet, und vermittelst ihrer Flüßigkeit durch dieselben ausgewor-

geworfen werden. Der Fall ist eben bey dem Beflissenen der Rechte gewesen. Sein guter Freund hatte bemerkt, daß er sowohl vollblütig wäre, als auch verdickte Säfte hätte, er gab ihm daher den heilsamen Rath, daß so bald er wahrnähme, daß seine Mäler ihre Farbe zuverändern anfiengen, so sollte er unverzüglich sich eine Ader öfnen lassen, und hierauf sollte er täglich früh und Abends ein Pulver welches aus Antimonio diaphoretico, seignettischen Polychrestsalz und gereinigtem Salpeter gemacht wäre, einnehmen, und so lang mit dem Gebrauch desselben fortfahren, bis das Muttermal seine vorige Farbe wieder bekäme. Er hat dieses mit glücklichem Erfolg gethan.

Uebereinstimmung der Warzen an den menschlichen Körper mit einem Casu erläutert.

Um die Neubegierde, die den Menschen so natürlich ist, zubefriedigen, muß ich eine besonders curiöse Frage, aus der gerichtlichen Arzeneykunst hier hersetzen. Es ist bekannt, daß ein gewisser Arzt ehemals ein Buch geschrieben hat, worinne er auf das augenscheinlichste hat darthun wollen, daß diejenigen Warzen, die sich an den Obertheilen des Körpers bey manchen Menschen sich fänden, nothwendigerweise sich auch an den Untertheilen einfinden müßten. Der Grund, worauf er seine Meynung stützt, ist dieser: weil die obern Theile mit den untern eine überausgroße Gemeinschaft und Uebereinstimmung hätten;

ten; dergestalt, daß diejenige Person, die eine Warze auf der Oberlippe hat, ebenfalls dergleichen an den Zeugungstheilen haben müsse. Hiervon ist mir ein ganz besonderer Casus bekannt, der sich in Hamburg ereignet hat, und dem geistlichen Gerichte daselbst zur Entscheidung ist vorgelegt worden. Ein Mädchen war schwanger worden, und hatte wider einen Menschen, mit Namen Petersen, der auf der Oberlippe eine solche Warze gehabt hätte, geklagt und ihn als Vater angegeben. Petersen leugnete, daß er niemals auf eine solche Art mit diesem Mädchen Umgang gehabt hätte. Es bekam hierdurch die Sache ein überaus ernsthaftes Ansehen. Das Mädchen wurde hierauf von den Gerichtspersonen befragt, wie sie es beweisen könnte, daß Petersen dergleichen mit ihr vorgenommen hätte, und sie berief sich mit einer ungemeinen Dreistigkeit darauf, daß Petersen auf seinem männlichen Gliede eine Warze hätte, so wie dergleichen an seiner Oberlippe zu sehen wäre, und sie bäte inständigst, daß deswegen eine sorgfältige Untersuchung angestellt werden möchte. Die Richter konnten wegen der Wichtigkeit der Sache, der Klägerinn ihren Beystand nicht versagen, und Petersen mußte sich demnach eine förmliche Besichtigung gefallen lassen. Bey derselbigen fand man, daß es sich also verhielt, wie die Klägerinn ausgesagt hatte; indessen leugnete immer noch Petersen. Die Sache wurde also der genauern Bestimmung der Aerzte überlassen, die zwar vorgaben, daß dergleichen

bisweilen

bisweilen in einigen Fällen zutreffen könne, es wäre aber doch nicht eine allgemeine Regel, und die Anzahl der Ausnahmen belief sich allemal weit höher. Nach diesem unparteyischen Urtheile ward Petersen losgesprochen, und das vorwitzige und ungerechte Mädchen nach den Gesetzen bestraft.

Merkwürdiger Ausspruch von den Griechen zu Solons Zeiten.

Wenn ich nichts selbst erfinden kann, so nehme ich gern meine Zuflucht zu den Alten, diesen so ehrwürdigen und unsterblichen Schriftstellern, diesen wahren Schätzen der irrdischen Weisheit, und ich finde in ihren Schrifften immer hinlänglichen Stoff nicht nur meine Erkenntnis zu bereichern, sondern auch zu schwatzen. Eben itzt, da ich in Verlegenheit war, schlage ich den Plato, einen von den vornehmsten Weisen des Alterthums auf, und lese die Stelle; daß ein ägyptischer Priester zu dem Solon gesagt habe: "O Solon, Solon, eure Griechen bleiben immer Kinder, und es kommt niemals aus Griechenland ein alter Mann. Solon fragte den Priester, wie und warum er dergleichen behaupten könnte? Der Priester antwortete: weil ihr um die Wissenschaften der Alten gar nicht bekümmert seyd, weil ihr keine Kenntniß von der alten Geschichte habt, weil ihr an den Alterthümern keinen Geschmack findet. Daher kommt es, daß eure Seelenkräfte beständig jung bleiben, daß ihr in der größten Unwissenheit wegen

der Dinge, die vor euch vorgefallen sind, euch befindet. Das Urtheil paßt einigermaßen auf unsere Zeiten. Viele, die sich den Namen der Gelehrten anmassen wollen, sind wegen der Schriften der Alten unbekümmert, gleichsam als ob sie daraus nichts lernen könnten, aber darzu gehört freylich eine vollständige Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache, und das ist schwer. Ein unermüdeter Fleis wird hierzu erfordert. Gleichwohl macht man sich dadurch das menschliche Leben beschwerlich, welches man sich doch nach vernünftigen Grundsätzen zu erleichtern suchen sollte. Da ist freylich die Art, welche sich viele in Ansehung des Studirens wählen, bequemer, da man nur neuere Schriften lieset, und die alten ungebraucht liegen läßt. Aber mit was für Vortheile? das ist eine Aufgabe, die ich aufzulösen nicht für nöthig halte.

Thorheit der Menschen bey Beurtheilung der Sachen, die sie nicht verstehen.

Gleich einem Haußvater, der aus seinem Schatze altes und neues vorträgt, muß ich einer alten Geschichte erwähnen, die sich für unsere Zeiten sehr wohl zu schicken scheint. Als der carthaginiensische Feldherr **Hannibal** nach Griechenland kam, ward er von seinem Freunde ersucht, daß er mit ihm zu dem berühmten Weltweisen **Phormio** gehen und seinen Vorlesungen beywohnen möchte. Dieser erfahrungsvolle und große Feldherr entschloß sich endlich hierzu, und ließ sich nebst seinem Freunde bey dem

Phor-

Phormio melden. Mit vielen Vergnügen wurden Sie angenommen, und sie verfügten sich nach einiger Zeit zu demselben in seinen Hörsaal. Nachdem sie sich niedergelassen hatten, so fieng Phormio an eine lange und gelehrte Vorlesung über das Kriegswesen und die Kriegszucht zu halten, und dieses that er deswegen, um sich ein geneigtes Gehör von dem Hannibal um desto eher zuversprechen und sich desto nachdrücklicher seiner Gunst zu empfehlen. Nachdem nun Phormio seine Vorlesung geendiget hatte, und Hannibal mit seinem Freunde den Phormio verließ, so fragte jener diesem, wie ihm des Phormionis Vorlesung gefallen hätte. Hannibal gab hierauf mit einer außerordentlichen Freymüthigkeit der Wahrheit gemäß diese Antwort: er habe in seinem Leben nie einen solchen Mann gesehen, der solche wunderliche und wiedersinnige Sachen vorgetragen hätte, als Phormio„, und dieß war auch gegründet, denn wie konnte ein Weltweiser, der nie einer Schlacht beygewohnt, nie im Krieg gedient hatte, einem so geschickten und bejahrten Generale Kriegsregeln vorschreiben wollen? Es wird fast auf ähnliche Weise bey uns eben so von vielen Menschen verfahren, die sich vermöge ihrer Einbildung, als ob ihnen ein großer Theil von Klugheit mitgetheilt worden wäre, überreden, daß sie sich im Stande befänden über alle Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu urtheilen, da sie doch kaum die Anfangsgründe davon gehörig gefaßt haben. Agathon urtheilt mit Freymüthig-

müthigkeit über Staatssachen, er getrauet sich viel bessere Einrichtungen in der Policey zu treffen, und solche Anstalten zu machen, wobey die Wohlfahrt des Landes schlechterdings befördert werden soll. Schon macht er weitaussehende Entwürfe, und es sieht in seinem Gehirne recht sonderbar aus. Allein wenn sein Plan zur Ausführung kommen sollte, so würde ganz gewiß eine platonische Republic daraus entstehen. Lullifas bemühet sich heilsame Vorschriften abzufassen, um dem Verfall der Handlung zu steuern, und ihr den vorigen Flor und Herrlichkeit mitzutheilen, allein sie würde ganz zu Boden sinken, wenn seine Vorschläge angenommen würden, weil dieselbigen gar nicht nach den Grundsätzen der Handlung eingerichtet sind, und er nach dem gemeinen Sprichwort die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat. Wenn Verständige, die den Staat ganz übersehen, und richtige Begriffe von der Handlung haben dergleichen Personen reden hören, so muß es ihnen fast so vorkommen, als wenn ein Kind vorgäbe, daß es die Art und Weise seinem Lehrmeister beybringen wollte, wie er die Quadratur des Cirkels finden müßte. In unsern Tagen giebt es viel Phormiones, die sich mit Sachen abzugeben suchen, die nicht in ihr Gebiete gehören, aber es sind eben soviel Hannibales vorhanden, die ihre Thorheit einsehen, bekannt machen, und verlachen. Gemeiniglich sind solche Leute als Weise aus dem Monde anzusehen, die über die Beschaffenheit unsers Erdballs und

über

über die Verrichtungen ihrer Bewohner urtheilen wollen, da sie doch wegen ihrer Kurzsichtigkeit, und wegen der allzugroßen Entfernung dieser beyden Körper von einander, klüger handeln würden, wenn sie sich ein immerwährendes Stillschweigen auflegten.

Nothwendigkeit sich deutlich und bestimmt auszudrücken.

Wenn sich die Menschen nicht genau und bestimmt auszudrücken pflegen, so giebt dieses nicht nur zu mannigfaltigen Mißverstande und verschiedenen Mißdeutungen Veranlassung, sondern sie fügen auch nicht selten ihrer Ehre und sich selbst den größten Nachtheil zu. Folgende Begebenheit kann dieses ungemein erläutern. Bey einer gewissen Ehrengelegenheit hatte ein Dichter ein Carmen gemacht, worinne unterschiedene Personen in Ansehung ihrer Ehre, welches freylich ein sehr kützliches Fleckchen ist, waren angegriffen und gekränkt worden. Sie waren darüber nicht wenig aufgebracht und sie hatten sich vorgenommen, wider den Verfaßer klagbar zu werden, zumal da das Gedicht von Schimpfwörtern gleichsam strotzte. Um ihre Sache desto besser anzufangen, und den Dichter in große Strafe zu bringen, so wendeten sie sich an einen Advocaten, der ihre Sache ausführen sollte, nachdem sie nun ihren Vortrag gemacht hatten, so überreichten sie dem Advocaten das Gedicht, welches er als ein gültiges Document der Klage beylegen sollte. Der Advo-

cat, der ein mehreres Licht von der Sache haben sollte, las in Gegenwart seiner Clienten das Carmen ab, und fragte bey jedem Schimpfworte, das darinne befindlich war, dieselben, wer ist das? Wer ist das? = = = Die Clienten waren keinesweges zurückhaltend, sondern ertheilten jedesmal einstimmig auf die vorgelegte Fragte die Antwort: „Das sind wir. Das sind wir. „Nachdem der Advocat sie also vernommen hatte, so sprach er: „Meine Herrn, was soll ich klagen? wie soll ich es anfangen? Sie räumen ja ein, das sie dasjenige sind, womit man sie in dem Gedichte belegt hat, folglich können sie den Dichter nicht Injuriarum belangen, falls wir uns vor dem Richter nicht lächerlich machen wollen. Ich kann unmöglich ihre Sache annehmen. Verhalten sie sich ruhig, und ertragen Sie es geduldig.

Der Lehrermarkt in Ubinam.

Neulich wühlte ich gleich einem Kornwurme unter meinen alten Handschriften herum, und fand zu meinem größten Glück eine in einer ausländischen Sprache, die den Titel führte: **umständliche Nachricht von dem Lehrermarkte in Ubinam.** Gleich nahm ich meine theure Geographie zur Hand, um nachzuschlagen, wo die Handelsstadt **Ubinam** läge, und ich entdeckte zu meinem größten Vergnügen, daß sie in **Utopien** zu finden, und daß sie die Hauptstadt in der Provinz **Ubique** wäre. Zu gleicher Zeit las ich, daß dieser Ort von Alters her wegen

gen seiner wunderbaren Gewohnheiten berühmt gewesen, und es wurde berichtet, daß daselbst jährlich ein Lehrermarkt gehalten würde, auf welchem diejenigen, die gedungen und gemiethet seyn wollen, erschienen, und sich auch diejenigen einfanden, die ihrer benöthiget waren, und sie nach ihrem Geschmack und Gefallen aussuchten und wählten. Wenn die Waare zu viel und die Liebhaber ebenfalls nicht wenig, so gieng es damit gut. Inzwischen fügte es sichs doch bisweilen, daß manche Waare keine Käufer fand, und daß dieselbe bis zum nächsten Jahrmarkte liegen bleiben mußte. Doch nähere Nachricht wird uns diese Abhandlung geben, die wir von Wort zu Wort übersetzen und dieselbige dem Original vollkommen treu machen wollen. Wir hoffen, hiermit uns besonders gefällig zu machen, da wir die Gewohnheit unserer Zeiten nachahmen, und dadurch zu erkennen geben, daß wir in dem Uebersetzerjahrhunderte leben, und uns auf das genaueste nach dem herrschenden Geschmack richten wollen. Es lautet aber die Nachricht mit allen ihren Umständen, Clauseln und Anmerkungen folgendergestalt:

„Auf hohe Verordnung ist der Stadt **Ubinam** jährlich ein sogenannter Lehrermarkt bewilliget worden, und es wird jedwedem verstattet, der von dieser Gelegenheit Vortheil zu ziehen gedenkt, denselben ungehindert zu besuchen. Diejenigen, welche gedungen seyn wollen, versammlen sich auf dem Markte, so wie ohngefehr zu Algier und Tripolis bey dem Sklavenhandel zu

geschehen pflegt, und es verfügen sich auch dahin die Liebhaber, um die Ankömmlinge, welche ihre Dienste feil bieten, in Augenschein zu nehmen. Es ist erlaubt, daß Vater und Mutter, denen freylich an einem tüchtigen Lehrer am meisten gelegen seyn muß, sich in Person dahin verfügen, doch finden sich auch gewisse Unterhändler, denen sie Vollmacht geben, und sie abschicken können, es stellen dieselbigen bey diesen Geschäften die ordentlichen Mäckler vor. Bleibt einige Waare übrig, so wird sie daselbst auf dem Waarenlager bis zur nächsten Messe aufgehoben„.

„Ich habe in eigner Person, schreibt der Verfaßer, einem solchen Markte beygewohnt, und ich halte mich verpflichtet, meinen Lesern einen nähern Begriff davon beyzubringen, und dasjenige zu erzählen, was ich für Merkwürdigkeiten allda angetroffen habe. Vor allererst erschien ein großer Staatsrath, auf dessen Gang, Mienen, Betragen und Kleidung nebst seinen Bedienten ich ein aufmerksames Auge hatte. Er verlangte seinem Vorgeben nach einen Mann zum Lehrer, der ohne Sold zwölf Stunden des Tages halb Lehrer und halb Schreiber wäre, weil er diese beyde Bedienungen gern mit einander verbunden wissen wollte. Er machte folgende Bedingungen, daß er mit einem beliebigen Geschenk zu Weyhnachten das ganze Jahr vergnügt seyn, und allemal allein essen sollte, wenn seine Tafel mit vornehmen Gästen besetzt wäre. Er versprach dabey mit der Zeit Beförderung, die er

ihm

ihm gewiß verschaffen wollte, wenn er sich die Probejahre geschickt verhalten würde, nur bedung er sich soviel aus, daß er sie nicht fordern sollte, weil er alsdenn sie ihm gewiß nicht geben würde, indem er sich zu nichts wollte nöthigen lassen, sondern in allen seinen Handlungen sich einer unumschränkten Freyheit zu bedienen pflegte. Ihm wurde ein junger Herr vorgestellt, der einiges Vermögen besaß, und der eben deswegen auf der öffentlichen Schule nicht hatte bis in die obern Classen steigen wollen, weil er frühzeitig wegen seines Geldes schon Wissenschaften genug erlangt zu haben sich einbildete. Auf der Universität hatte er sich nur ein halbes Jahr aufgehalten, weil die Lehrer ihn wegen seines Glücks zu sehr beneideten, und ihn durch ein öffentliches Urtheil verjagt hatten.„

„Eine andere hohe Standesperson vom andern Geschlechte hatte den ganzen Markt durchzogen, um einen Lehrer nach ihrem Geschmack und Bedürfnissen zu suchen. Sie fand einen von einem niedlichen Gesichte, vortreflichen Sitten, viel Welt, er war wohl und dauerhaft gebaut, spielte einen feinen Fuß, und hatte tüchtige Waden. Sein Ansehen machte, daß er sogleich ankam, seine Verrichtungen aber sollten sogleich geordnet werden, so bald er in ihr Haus gezogen seyn würde. Eben zu der Zeit, da man ihn annahm, war er in einem hitzigen Wortstreit mit ein Paar alten Weibern und hübschen jungen Frauenzimmern begriffen, die Schadloshaltung verlangten.„

„Ein andres Frauenzimmer, das vor einem Jahre geheirathet hatte, und bey welcher noch keine Hofnung angebauet war in das Wochenbette zu kommen, besuchte mit ihrem Liebsten der Neugierde wegen diesen Markt. Es stieß ihr da ein Herr auf, der ihren Beyfall erhielt, und deswegen ersuchte sie ihren Liebsten, daß er ihn als Lehrer in das Haus nehmen möchte. Er wollte ihr diese Bitte nicht gestatten, weil noch keine Kinder da wären, und er also überflüssig seyn würde, allein sie lag ihn so lang an, bis er in ihr Verlangen einwilligte, und sie bediente sich hierzu unter andern dieses sehr überwiegenden Grundes,: wenn der Informater nur einmal im Hause ist, so werden auch die Kinder gewiß kommen„. Der Liebste willfahrte ihr, und die Wirkung davon zeigte sich von diesem Termin an nach neun Monaten„.

„Herr Luiacus hatte sich das große Studium vorgesetzt, den Menschen kennen zu lernen. Er hatte seinen Gegenstand an allen öffentlichen Versammlungsplätzen und in allen Romanen aufgesucht. In der That kannte er auch die halbe Stadt nach Personen, Namen, Stand, und übrigen Umständen und er hatte sich auch bey ihnen bestens bekannt gemacht. Alle Charaktere aus den Romanen wußte er auf einem Fuße stehend herzusagen, und hatte viel Erfahrung in der Kunst andre zu betrügen, und von ihnen wieder betrogen zu seyn. Mit dieser vortreflichen Kenntniß der Welt fühlte er sich zur Führung der Jugend geschickt. Es fand sich

nicht

nicht sogleich jemand, der ihm dieses Amt anvertrauen wollte, bis endlich ein Amtmann seine Verdienste schätzen lernte, und ihn zu seinem hoffnungsvollen Knaben nahm, den er sehr wohl erzieht, auch die Jungemagd in Abwesenheit des Amtsmann sehr wohl bedient„.

„Frau von K.** eine sehr reiche Dame, suchte für ihren einzigen Sohn einen Führer, der die galanten Studia besäße, um aus ihren Junker keinen Pedanten zu machen. Sie fand einen solchen Mann in dem Herrn A.*** Er hatte den schönsten gekräuselten Kopf, die feinste Wäsche, und den besten Geschmack in der Kleidung, er war ein lebendiger Riechtopf, und machte die artigsten Verbeugungen mit seinem Körper. Unter allen Competenten tanzte er das beste Solo, sprach sein französisch am geschwindesten, las ziemlich italiänisch, focht und ritt trotz einem Meister, spielte alle bekannte Spiele, und wußte mit vielen Umständen und Artigkeiten nichts zu sagen„.

„Herr D.** war seit einigen Jahren der Vorsteher einer gewissen Gesellschaft gewesen, welche den Pedanterien der Akademien, selbst den Pedellen und Häschern seit ihrer Loslassung aus der Schule kühn getrotzt, und sich einen eignen Lauf der Studien festgesetzt hatte. Ihr Plan hatte dieses Verdienst vor sich, daß er einförmig und ganz simpel war. Ihr gewöhnlicher akademischer Cursus war: Vom Mittag bis zum Morgen in einem besondern Wirthshause Tabak zu rauchen, um die Wette ganze Quartgläser aus-

auszuleeren, oder Hahnrey zu spielen, denn wohlgesättigt die Straßen und Wachen zu beunruhigen, Fenster einzuwerfen, oder Ständchens zu bringen, bis an dem Mittag zu schlafen, und um die gesetzte Stunde ordentlich wieder so fortzufahren, wie sie es gestern gemacht hatten. Ein Mann, der eine so wilde Rotte zu regieren vermochte, war nothwendig auch geschickt der Regent von einer Schaar wilder Knaben zu seyn. Sein Vetter, der im Namen des hochweisen Magistrats seines Ortes einen solchen handfesten Regenten suchte, wählte sich ihn und seit seiner Bestellung zum Amte haben nirgends die Birken weniger Zeit, Bäume zu werden, als an diesem Orte„.

„Ein Landedelmann aus einer Provinz, die der Dummheit und groben Sitten wegen sehr verrufen war, hatte gleichfalls diesen Markt besucht, um sich einen Lehrer für seine Jugend zu suchen. Die Hälfte derer, so er fand, war ihm so gedrechselt und zierlerisch, wie er sich ausdruckte. Er verlangte einen Mann von alten Sitten zu haben, der seine Kinder nach väterlicher Weise erzöge, und ihm zur Gesellschaft dienen könnte, da er mit seinen Nachbarn nicht gar zuwohl fertig zu werden wußte. Auch er hat seinen Mann nicht vergebens gesucht. Denn als er Durstes halber in einen Gasthof abtrat so fand er L.** der besser trank, als er, und ihn bey dem vierten Worte die Bank an den Kopf zu werfen drohte.. Das ist ein Mann für mich, sagte er, der soll mir die keken Junker

ker aus der Nachbarschaft und meine Schurken von Bauern im Zaum halten. Er umarmte ihn, bot ihm die Anwartschaft auf den Dienst seines alten Pfarrers, und vorläufig die Stelle eines Actuarius an, wenn er sein Informator werden wollte. L.* ward es auch ohne weitere Bedingungen zu machen, nur bat er sich eine neue Kleidung aus, weil sein Rock sich wegen Verlassung des vorigen Standes zu Tode zu grämen schien, und vor Traurigkeit die Gewohnheit der Morgenländer bey ihrer Betrübnis nachahmte. Er erhielt denselbigen ohne alle Umstände, und jährlich noch einen Reitrock, weil er sich auf die Fuchshetze ziemlich verstand„.

„Der alte Pastor aus dem Dorfe dieses Edelmannes war in gleicher Absicht auf den Markt gekommen. Er wollte weniger einen Lehrer um der Erziehung willen, als vielmehr zur Unterstützung in seinem beschwerlichen Amte, und aus Vorsorge für seine heranwachsende Töchter. Weil sich die wenigsten darzu verstehen wollten, indem er nur zwölf Thaler jährlichen Gehalt auf dem Fall, wenn sein Decem richtig einkäme, und alle drey Jahre ein abgelegtes Kleid anzubieten vermögend wäre; so durfte er in seiner Wahl nicht eben zu eckel seyn. Er ward mit einem alten Candidaten in einem schabigten Rock einig, der seit funfzehn Jahren sehr viele Provinzen durchwandert hatte; derselbige verlangte nur Essen und Trinken nebst Wohnung, er machte sich nach dabey anheischig umsonst zu arbeiten und sich allen seinen Absichten zu bequemen,

wenn

wenn er ihm nur in der Nachbarschaft durch Unterrichten bisweilen einen Thaler verdienen lassen wollte. Der Herr Pastor gestand das zu, ladete seinen Informator auf, und wünschte sich Glück einen so guten Markt gehabt zu haben. Er hat auch seinem Amte wohl vorgestanden, und kriegt außerdem manche Accidensen, weil er Holz macht, die Bäume von Raupen befreyet, den Garten gätet, nach den Sperlingen währender Kirschzeit mit Steinen wirft, und auf das Heumachen mit geht„.

„Am sorgfältigsten lief ein gewisser gelehrter Mäckler den Markt durch, weil er von mehr als zehn Personen zugleich den Auftrag erhalten hatte, Lehrer auszukundschaften. Seine Sorgfalt kam nicht daher, weil er die geschicktesten Lehrer aufsuchen wollte, sondern weil er nach langer Zeit nicht solche Männer finden konnte, mit denen er über die Bedingungen, die er ihnen zumachen hatte, einig werden konnte. Der ehrliche Mann war von dem Himmel mit einer zahlreichen Familie gesegnet, für welche seine Einkünfte nicht zureichten. Dieses nöthigte ihn verschiedene Mittel zu erwählen, wodurch er seiner Nothdurft abhelfen könnte. In dieser Absicht war er ein gelehrter Mäckler auf dem Lehrermarkte geworden, und als ein solcher hatte er die gewöhnlichen Kunstgriffe der Mäckler angenommen, die sich vom Käufer und Verkäufer Procente geben lassen, um einen desto bessern Kauf für beyde Theile zu bewirken. Es war also sehr natürlich, daß er sich vorzüglich

vor

vor diejenigen Handelskundigen bemühte, welche ihm die beste Belohnung versprachen, und daß er zu den vortheilhaftesten Lehrstellen diejenigen aus den Feilstehenden beförderte, welche ihm für diese Bemühung das ansehnlichste Geboth gethan hatten. Nach denselbigen richtete er seine Maasregeln und Empfehlungen ein, die er davon bey den Erstehern machte, und darnach schloß er auch die Verträge zwischen beyden. Dafür pflegte er sich nur noch von dem einen Theil einen Beytrag zur Küche, und von dem andern Theile von dem jährlichen Gehalt eine Abgabe auszudingen. Dagegen versprach er jenen seine Dienste in allen Fällen und seinen Rath, und diesem seinen Schutz und weitere Vorsorge. Und hierdurch unterhielt er eine immerwährende Verbindung mit beyden Theilen, und hinderte, daß wenn sie nachher Ursache fanden, mit seinem Markte unzufrieden zu seyn, keiner von beyden den Muth hatte, ihm deswegen Vorwürfe zu machen, oder seiner Mäcklerdienste sich zu begeben. Am wenigsten durften die Lehrer über ihn verdrüßlich seyn, wenn es ihnen mit seinem Handel nicht gelungen war. Denn er hatte sein Haus voller junger reicher Kinder, die er erziehen sollte, und zu welchen er Aufseher brauchte. Folglich konnte er ihnen zu dieser Stelle immer behülflich seyn, und die war bey ihm besser, als eine magre Amtspfründe. Denn wenn sie anders nicht zu blödsinnig oder zu milzsüchtig waren; so konnten sie mit ihm die Hälfte des Ueberschußes theilen, den er den Angehöri-

gehörigen von diesen Untergebenen über die wirklichen Ausgaben anrechnete. Es läßet sich auch leicht erachten, daß dem guten Manne sein Markt am mühsamsten und beschwerlichsten fiel. Denn was recht gute Waare war, wollte sich selbst loben, und nicht auf eine so unedle Art erstanden seyn. Ein andrer Theil der gelehrten Waare war zu schlecht, als das er sie wählen konnte, ob er sie gleich weit wohlfeiler hätte erhandeln können. Die mittelmäßige Gattung von Waaren blieb ihm also zu seiner Mäcklerey übrig, und es kostete weit mehr Mühe, diese aufzusuchen, als die ganz gute, oder sehr schlechte, welche letztere sich außerdem wohl auszeichnete. Hieraus wird man ferner leicht vermuthen können, daß seine Mäcklerey selten den Geschmack und Bedürfniß derer, die ihn darum ersucht hatten, angemeßen gewesen. Denn es traf sich oft, daß ein Prediger einen Raufer, ein Graf einen Menschen ohne Welt und Sitten, und ein Pachter einen süssen artigen Herrn zum Lehrer bekam. Was sollte aber mit denen vorgenommen werden, was sollten diejenigen anfangen, die sich so übel bedient sahen? Einstheils konnten sie, anderntheils wollten sie nicht, ihre schlechte Waare sogleich wieder zurückschicken. Hiernächst wollten sie auch nicht ihr Mäcklergeld umsonst gegeben haben, sie wußten vielleicht auch nicht jemanden, den sie eine bessere Wahl anvertrauen konnten. Es blieb ihnen nur die einzige Hofnung übrig, daß sich ihre Lehrer entweder mit der Zeit verbessern, oder daß sie durch die Länge der Zeit gewöhnt

würden,

würden, sie zuertragen. Es finden sich in solchen Fällen noch viel andre Ursachen, die daran Schuld sind, daß sich ein schlechter oder ungeschickter Lehrer in einem Hause erhält, ob er gleich bey allen, die ihn kennen, in Verachtung steht, und diese Ursachen mögen diejenigen erforschen, die gern dieses Paradoxon auflösen möchten. Genug dieser gelehrte Mäckler hat diesem Amte dreyßig Jahre hindurch vorgestanden, und dadurch seine Umstände so vortreflich verbessert, daß er seinen Kindern ansehnliche Kapitale nachlassen können.

Ich wollte fortfahren, weiter zu übersetzen, aber zu allem Unglück war mir das Uebrige so bekannt, daß ich mich erinnerte, dergleichen schon gelesen zu haben. Nach einigem Nachdenken fiel ich drauf dergleichen in Rabeners Schriften gefunden zu haben, man lese nur seine Antwort eines Professors an einen von Adel, der ihn um einen Hofmeister gebeten. Es ist freylich dieselbige nicht wörtlich übersetzt, sondern von diesem witzigen Kopfe nach seiner Art treflich eingekleidet worden. Ich höre also hier auf abzuschreiben, und setze nur noch dieses hinzu, daß wenn ia jemand diese Nachricht von Ubinam unglaublich vorkommen sollte, so mag er nur jede große Stadt besuchen, und ich bin ihm Mann dafür, er wird daselbst genug Copien davon finden.

Besondere Art ins Amt zu kommen.

Die Wege in ein geistliches Amt zu kommen, sind so verschieden und mannigfaltig, daß es

schwer wird, dieselbigen alle zu beschreiben. Die gemeinste Eintheilung ist, daß man die sechs Casus bey den lateinischen Declinationen gewählt hat, um etwas gewisses in diesem Puncte zu bestimmen, wovon zwey recht, und viere unrecht sind. Ganz anders dachte jener reiche Bauer, der seinen Sohn, welcher ein ganz gelehriger und feiner Knabe war, hatte studiren lassen. Da nun derselbige nach vollendeten academischen Jahren an seinem Geburtsorte mit vielen Ruhme, Beyfall und Verwunderung die Kanzel bestiegen hatte, so waren nunmehr die Gedanken des Vaters lediglich dahin gerichtet, seinen Sohn bald eingekleidet zu sehen. Zu dem Ende bemühete er sich seinem Sohne ein Amt zu verschaffen. Er zog daher die Nachricht ein, daß der Pfarrer auf dem nächsten Edelmannsdorfe gestorben wäre, und daß der Edelmann seinem Charakter nach das Geld liebte. Er fragte daher bey demselbigen an, ob er schon seine Pfarre verpachtet hätte. Da nun der Edelmann mit nein antwortete, so entdeckte er ihm seine Gesinnung, daß er dieselbige für seinen Sohn pachten wollte, sie wurden auch einig, der Vater zahlte dem Edelmann tausend Thaler Pacht, und der Sohn erhielt ohne viel Umstände die Pfarre. Es kann wohl seyn, daß heutiges Tages mehr solche Verpachtungen gewöhnlich sind.

Begebenheiten des Bruders Philipps.

Bruder Philipp war bis in sein sechzehntes Jahr von seinem Vater, der ein armer Mann war,

war, im Walde, von aller menschlichen Gesellschaft entfernet, erzogen worden. Der Vater verfügte sich täglich nach der nahgelegenen Stadt, um sich daselbst ein Allmosen von wohlthätigen Leuten zu holen, wovon er sich und seinen Sohn zu unterhalten suchte. Doch bemühte er sich auch seinen Sohn in den nöthigsten Kenntnissen zu unterrichten, und hauptsächlich studirte er mit ihm die Natur so fleißig, daß sein Sohn vermittelst seiner Kenntniße gewiß manchen jungen Herrn, den man von Kindheit auf, Hofmeister gehalten, übertreffen konnte. Da nun mit den herannahenden Jahren seines Vaters sich auch die Abnahme der Kräfte einstellte, und er sich fühlte, daß er nunmehr die Welt und seine Hütte in dem Walde bald würde verlassen müssen, so nahm er sich vor, seinen Sohn mit nach der Stadt zu nehmen, und ihn anzugewöhnen, nach seinem Tode sein Gewerbe mit glücklichem Erfolg fortzusetzen. Der Tag erschien, da er dieses wichtige Project, das auf die zukünftige Glückseligkeit seines Sohnes einen sehr großen Einfluß hatte, auszuführen gedachte. Philipp, mußte sich mit ihm aufmachen, und mit ihm den Wald verlassen, aus welchem sich bisher seine Jugend gar nicht gesehnet hatte. Philipp staunte alle Dinge mit großer Verwunderung an, fast auf die Art, wie ein Blinder, wenn er sein Gesicht erhält, die Gegenstände der Welt zu betrachten pflegt. Es mußte ihm sein Vater von allen Dingen, die er noch nicht gesehen hatte, da sie sich dießmal

seinen Augen zuerst darstellten, Begriffe beybringen. Unter dergleichen Unterredungen näherten sie sich der Stadt und Philipp war ganz außer sich, da er ihre Pracht in der Entfernung sah. Sein Vater mußte auch hier sein Lehrmeister seyn. Weil sie das Thor betreten hatten, so hörten sie eine Kutsche rasseln. Philipp stieß seinen Vater freundschaftlich, und sagte; Vater hört einmal es donnert, und gleichwohl ist doch der Himmel so heiter, daß sich an demselben auch nicht das geringste Wölkchen sehen läßt. Der Vater benahm ihm sogleich diesen Zweifel, und sagte, mein Sohn, es donnert nicht, sondern eine Kutsche fährt, und ich werde dir dieses alsdenn erst recht deutlich erklären und zeigen können, wenn wir weiter in die Stadt kommen, so wirst du Kutschen im Ueberflusse zu sehen bekommen, und es wahrnehmen, wie sie gefahren werden. Er erblickte hierauf, weil eine öffentliche Leiche begraben wurde, und weil er so viel schwarze Leute ansichtig wurde, so sagte er, ey Vater, sind das nicht Africaner oder Mohren, von denen ihr mir neulich sagtet, daß sie schwarz aussehen, und tragen sie nicht hier, er meinte den Sarg mit der Bahre, ein Opfer, das sie etwa ihrem Abgott zu Ehren darbringen wollen „Der Vater riß ihn auch aus der Ungewißheit, indem er eine weitläuftige Beschreibung von der Art Leichen zu begraben machte. Weil sie weiter giengen, so begegnete ihnen ein Frauenzimmer. Philipp gaffte dasselbe mit ausserordentlicher Aufmerksamkeit an, und mochte

te wohl einen Trieb in sich fühlen, der sich vorher nicht geregt hatte und den er vielleicht nicht kannte! denn man muß bedenken, daß er kein junger Herr, kein Stutzer war, der in diesen Jahren oft mit einer theoretischen Erkenntnis, eine eben so starke praktische Erfahrung verbunden hat. Recht haßtig fragte Philipp seinen Vater, „was ist das?“ und seine belebten Glieder zitterten. Der Vater, der es nicht rathsam zu seyn hielt, hiervon ihm deutliche Begriffe beyzubringen, sagte ganz kurz, das ist ein Vogel, er heißt eine Gans, und taugt nicht viel.“ Philipp wurde durch diese Antwort gar nicht zu einem Abscheu vor diesen Vogel bewegt, sondern durch Neugierde nur mehr angetrieben, ihn näher kennen zu lernen. Er verließ demnach seinen Vater, ungeachtet derselbige ihn nachrief, denn nachgehen konnte er nicht, weil er alt und schwach auf den Füßen war, und lief seinem Vogel nach. Nachdem er ihn eingeholt hatte, so betrachtete er ihn von unten bis oben, und konnte sich mit Ansehen nicht sättigen, endlich trat er vor denselbigen und sprach mit der Stimme eines zärtlichen Liebhabers:“ Ey Gänschen sing einmal. Ob das Gänschen gesungen habe, kann ich nicht berichten; soviel ist mir nur gesagt worden, daß er sich seinem Vater aus dem Gesichte verloren hat, und daß der Vater ihn nicht wieder zu sehen bekommen. Vermuthlich wird er mit diesem Vogel gegangen seyn, und das Singen gelernt haben.

Die Macht der Vorurtheile.

In der Kindheit eingesogene Vorurtheile und beygebrachte falsche Begriffe, schlagen in den Gemüthern der Menschen so tiefe Wurzel, daß es bisweilen sehr viel Mühe kostet, dieselbigen auszurotten. Gleichwohl pflegen Eltern bey Erziehung der Kinder nicht selten dieselbige zu gebrauchen, um ihren Kindern einen gewissen Haß und Abscheu gegen Sachen einzuflößen, von welchen sie wünschen, daß sie ihnen nicht gefallen und ihr Herz einnehmen möchten. Crispine ist von der Art gewesen, und da sie eine einzige Tochter hat, die die einzige Hofnung ihres Alters dermaleinst ausmachen soll, so hat sie ihr Herz in der Kindheit mit Vorurtheilen erfüllt, um dasselbige vornehmlich in der zarten Jugend von der Gefahr der Liebe in Sicherheit zu setzen. In ihren Unterredungen mit ihrer kleinen Tochter lenkt sie manchmal ihr Gespräch auf die Mannspersonen, die Tochter, welche überaus lehrbegierig war, verlangte von derselbigen eine sehr deutliche Beschreibung, die Mutter aber, welche für die Wohlfahrt ihrer Tochter die äusserste Sorgfalt trug, hielt es nicht für rathsam, ihr sogar solche Begriffe beyzubringen, die ihrem damaligen Alter gewiß nicht gefährlich gewesen seyn würden. Sie fieng, daher ihre Beschreibung so an, meine Tochter, ob gleich die Mannspersonen solche Menschen zu seyn scheinen, wie wir sind, so wird doch zwischen

uns

uns und ihnen ein überaus großer Unterschied angetroffen. Denn sie sind für rechte monströse Geschöpfe zu halten, die uns auf vielerley Art Leid zufügen können, und die daher mit allem Ernst zu fliehen sind. Nimm dich daher mit der äußersten Sorgfalt vor ihnen in Acht. Fliehe ihren Umgang, soviel als dir immer möglich ist. Die Tochter nahm die Lehren ihrer Mutter als untrügliche Aussprüche an, und folgte mit einer ganz bewundernswürdigen Genauigkeit. Mittlerweile hatte sie das zweyte Stuffenjahr zurückgelegt; es kamen ihr nunmehr Anwandelungen der Liebe an, die Gleichgültigkeit und Verachtung, die sie bisher gegen die Mannspersonen blicken lassen, hatten sich gänzlich verloren. Nunmehro fieng sie an zu erkennen, wie sie ihre Mutter getäuscht hatte, und sie würde vielleicht den andern Abweg betreten haben, wenn nicht ihre Leidenschaften durch die Stimme der Vernunft zu ihrem wahren Vortheil gelenkt worden wären.

Unrecht angebrachte Redensarten.

Es ist bisweilen sehr possierlich anzuhören, wenn sich gewisse Personen Leibförmelchen oder so genannte Complimente angewöhnt haben; und sich recht bemühen, dieselbigen überall anzubringen; Bey einigen ist es so gar dergestalt zur Gewohnheit, ich will nicht sagen zur andern Natur geworden, daß sie manchmal nicht wissen, wenn sie sich derselbigen bedienen. So hatte sich Marabius das Wort angewöhnt: ich habe

die Ehre ihnen zu sagen, daß ich es mit Vergnügen thue. Nun war einmal Marabius gebeten worden eine Leiche mit nach ihrer Ruhestätte zu begleiten. Der Bruder von dem Verstorbenen, nachdem er von ihm die Condolenz angenommen hatte, entschuldigte sich gegen Marabium, daß er ihm Ungelegenheit verursacht habe, indem er ihn zur Begleitung seines Bruders ersucht; allein derselbige antwortete ihm ohne viel Umstände zu machen: ich habe die Ehre ihnen zu sagen, daß ich es mit Vergnügen thue, daß heißt doch Leid und Freude mit seinem Nächsten theilen, ihm das Leid zu überlassen, und für sich die Freude zu behalten. Ein Frauenzimmer Benedicta führte bey jeder Gelegenheit die Worte o im geringsten nicht, im Munde, deren sie sich bediente, ohne daß sie darauf gedacht hätte, daß sie schicklich wären. Sie bekam einen Liebsten, und sie wurde in Gesellschaft gefragt, ob sie ihn liebte, o im geringsten nicht, antwortete sie. Man fragte weiter ob er tugendhaft und reich wäre, ihre Antwort war gleichfalls: o im geringsten nicht. Man ließ an sie die Frage ergehen, ob sie ihm wohl eine billige Bitte abschlagen könnte, o im geringsten nicht sprach sie. Endlich sagte man zu ihr, ob sie ihn wohl heyrathen würde? diese Frage machte sie etwas stutzig, sie stand eine Zeitlang bey sich an, und redete alsdenn, warum sollte ich ihn nicht heyrathen wollen, da ich sein edles und tugendhaftes Herz kenne. Da man ihr nun ihren Widerspruch

aus

aus ihren vorigen Reden zeigte, vermöge welcher sie behauptet und gesagt habe, daß er im geringsten nicht tugendhaft und reich wäre, so erröthete sie, erkannte ihre unartige Gewohnheit, und war von dem Augenblick an darauf bedacht, einer Gewohnheit Abschied zu geben, die ihr in vielerley Betrachtung schädlich und ihrer Ehre zuwider seyn könnte. Ambrosius pflegte fast bey jeder Gelegenheit zu sagen, das laß ich gelten, und es kamen bisweilen wunderbare Dinge auf das Tapet, worauf er sein das laß ich gelten als ein Siegel der Bestätigung zu drücken pflegte. Man erzählte, daß Gregorius einen rechtmäßigen Proceß verloren hätte, und er sagte darzu, das laß ich gelten. Ein andermal berichtete man, daß Damon vom Pferde gefallen, und das Bein gebrochen habe, das laß ich gelten, sprach er. Zu einer andern Zeit hörte er die Nachricht, daß ein hübsches, vornehmes, unverheyrathetes Frauenzimmer das Unglück gehabt, von einem jungen Sohne entbunden zu werden, und auch hier blieb das Wort nicht weg, das laß ich gelten. Endlich ward ihm hinterbracht, daß ihm seine Braut untreu werden würde, und auch hier sprach er, das laß ich gelten. Einer von der Gesellschaft, machte sich diesen Ausspruch zu Nutze, verfügte sich zu der Braut desselben, erzählte ihr den Vorfall, gab der Redensart eine andere und in etwas beleidigende Wendung, und erhitzte ihr Blut so, daß sie ihn wirklich absetzte, und dem Freunde die Hand gab, der es ihr angedeutet

hatte, dennoch da er es hörte, rief er aus; das ist doch ein liederlicher Streich, **das laß ich gelten.** Einer von den Freunden, die es höreten, sprach hierauf: Nun mein Herr, wenn sie es gelten lassen, so darf deswegen kein Proceß angestellt werden, und ihnen geschieht bey der ganzen Sache nicht das geringste Unrecht. „**Grumer** kann für eine belästigende Creatur in Gesellschaft angesehen werden, da er die Redensart **verstehen sie mich**, sehr oft seinen Reden einwebt, und dadurch zu erkennen giebt, als ob seine Freunde so blödsinnig wären, und nicht von den gemeinsten Sachen Einsichten hätten. Einmal ward von der Witterung und von der Schönheit des Frühlings geredet, und er kleidete seinen Vortrag ohngefehr folgendergestalt ein.“ Die Witterung ist unvergleichlich, verstehen sie mich, man könnte sich dieselbe nicht besser wünschen, und wenn nur bald ein rechter warmer Regen käme, verstehen sie mich, so würde alles recht sehr fruchtbar werden. Ich wüßte in der That nicht, verstehen sie mich, wenn wir einen so schönen Frühling gehabt hätten. Jetzt können sich doch die Menschen, verstehen sie mich, manches unschuldiges Vergnügen machen. Es ist eine so schöne und heilsame Zeit zum Frühlingscuren, verstehen sie mich, daß unstreitig dieselben, verstehen sie mich, recht sehr nützlich ausfallen müssen. Wenn nun noch, verstehen sie mich, mehr Geld unter den Leuten wäre, so würde es noch angenehmer seyn, so könnte man, verstehen sie mich, die Zeit recht genieſſen. Es

werden,

werden, verstehen sie mich, dießmal recht viel Erdbeeren werden, denn verstehen sie mich, es hängt alles voller Blüthen, und wenn wir, verstehen sie mich, keinen Wetterschaden, oder andern Unfall zu befürchten haben, verstehen sie mich, so ist dieß ein gesegnetes Jahr. Nur Schade, verstehen sie mich, daß bey der warmen Witterung die Raupen und anderes Ungeziefer überhand nehmen, und unsäglichen Schaden, verstehen sie mich, anrichten werden. „Mehreres brauche ich nicht anzuführen, da hoffentlich einem jeden ähnliche Redensarten, die sie gehört haben, einfallen werden. "

Ursachen von der gewöhnlichen Art die Leichen beyzusetzen.

Die verschiedene Gebräuche, die man bey Beysetzung der Leichen zu beobachten pflegt, haben allerdings ganz gute Ursachen zum Grunde und sind von einiger Bedeutung. Ich will mich nur gegenwärtig auf die Lage der Verstorbenen in dem Gräbern einschränken. Die Einwohner von **Megara**, waren deshalb ganz unbekümmert, und sie setzten ihre Todten bey, ohne auf etwas dabey Rücksicht zu nehmen. Die **Aegyptier** stellten sie so, daß sie zu stehen schienen. Die **Phönicier** richteten sie in die Höhe, und mit den Angesichtern gegen den Untergang der Sonne gerichtet, weil sie den Irrthum hegeten, daß sie sowohl in Ansehung ihres Körpers, als auch der Seele den Tod gelitten hätten. Die **Athenienser** ließen ihre Todten gegen den Aufgang

gang der Sonne die Angesichter richten, weil sie von der Unsterblichkeit der Seele und ihrer künftigen Auferstehung überzeugt waren. Die Nasamaner setzen ihre Todten eingetrocknet in ihren Häusern um sich auf Stühle. Daher ein Lacedämonier ehemals als er in ein solches Haus kam, sagte: „es sey ferne von mir, daß ich mich hier niedersetzen sollte, da es einem Alten nicht verstattet wird vom Stuhle aufzustehen.“ Andere Gebräuche übergehe ich mit Stillschweigen. Bey uns ist es üblich, daß sie liegend und mit dem Angesicht gen Himmel gerichtet und gegen Morgen sehend gelegt werden. Hiervon läßt sich nun folgender Grund angeben. Sie liegen auf dem Rücken, um anzuzeigen, das der Tod weiter nichts als ein Schlaf sey, vermöge dessen man von der Arbeit ausruher, das Gesicht ist nach dem Himmel hingerichtet, woraus man soviel abnehmen kann, daß ihre Hofnung lediglich nach dem Himmel gehen soll. Sie liegen mit den Angesichtern gegen Morgen zu, damit man daraus erkennen möge, daß sie die zukünftige Auferstehung ihrer Leiber glauben. Denn gleich wie die Sonne, welche nach ihrem Untergange daselbst wieder zum Vorschein kommt, werden auch wieder unsere Leiber, wenn sie untergegangen seyn, wieder hervortreten.

Wunderbarer Vorfall bey einer Mahlzeit.

Ein freundschaftliches Gespräch über Tische, ist das beste Gewürze der Speisen und dient ungemein zur Aufheiterung des Geistes. Inzwischen

schen wird es bisweilen manchen Personen zur unerträglichen Last, wenn man ihnen allein die Pflicht aufbürdet zu reden, da indessen die ganze Gesellschaft ein tiefes Stillschweigen beobachtet, und nur ihre Gedanken darauf gerichtet seyn lassen, wie sie die leeren Räume in ihrem Magen ausfüllen wollen. Es ist daher nöthig, daß man darum bekümmert sey durch dienliche Mittel sich diese Pflicht zu erleichtern, und sich nicht um einen ansehnlichen Theil der Speisen zu verkürzen, die man des Wohlstands wegen liegen lassen muß, weil man sie wegen Kürze der Zeit und vorgefallener Hindernisse nicht genießen kann, und gleichwohl nicht länger tafeln darf, als die übrigen. Ein solches Mittel gebrauchte jener Officier mit großem Vortheil, und es ist ihm treflich dabey gelungen. Nachdem er nach einer vieljährigen Entfernung von St. * * von dem Krieg zurück in die Standquartier verschmachtet, hungrig und ermüdet kam, so war es just Zeit, daß man sich zu Tische setzen wollte. Die vornehmen Freunde zu denen er ins Quartier gelegt wurde, waren seine alten Bekannten, und sie bezeigten ihr Vergnügen über seine Ankunft in den liebreichsten Ausdrücken. Da man sich nun mit einer zahlreichen Gesellschaft zu Tische setzte, so fragte man bald nach diesem bald nach jenem Freunde, der sich in dieser oder jener Stadt, wo er einquartirt gewesen, befand, Hätte der Officier diese Fragen beantworten wollen, auf so eine Art, wie es schicklich gewesen wäre, so würde eine jede

Frage

Frage als eine fruchtbare Heckemutter viele andere Fragen hervorgebracht haben, die den Officier ganz und gar von dem Genuße der Speisen abgehalten haben würden. Allein der Officier wußte mit einer guten Manier alle Fragen nach der Reihe von sich abzuweisen, indem er jedesmal sagte, wenn man sich nach dem Wohlseyn eines Bekannten erkundigte: er ist tod. Hierüber entstund nun eine allgemeine Verwunderung und Erstaunen, die Gesellschaft fällte ein Urtheil, wie es gekommen seyn möchte, daß dieser oder jener gestorben, sie lobten seine guten Eigenschaften, sie erzählten seine rühmlichen Thaten, und bedauerten ihn von Grund des Herzens. Mittlerweile gewann der Officier Zeit ungestört mit dem größten Appetit die Mahlzeit zuverzehren. Nach aufgehabener Tafel fragte ihn einer nach dem Herrn Bürgermeister Kleiner, an was für einer Krankheit er darniedergelegen. Der Officier erwiederte, wie er sich nicht erinnern könne, daß er krank gewesen, also sagte die Gegenpart, ist er wohl plötzlich gestorben. Ach nein sagte der Officier er lebt noch und befindet sich sehr gesund. Gleichwohl sagte der andere haben sie nur über Tische erzählt, daß er tod wäre. Dieß räume ich ein, sprach der Officier, aber ich mußte alle Bekannte indessen sterben lassen, um nicht zu verhungern, und an dem Leben Antheil zu nehmen, das ich vor mir auf dem Teller und in den Schüsseln sah. Nun erholte sich die ganze Gesellschaft von dem gehabten Schrecken, und

fiengen

fiengen an sich mit dem Officier recht wohl zu vergnügen.

Julianens merkwürdige Geschichte.

Wer ist wohl unter den Menschen, der nicht gerne über den Lauf der Welt Betrachtungen anstellte, und dieselbigen zu seinen Nutzen anzuwenden suchte? Wer hört nicht gern, sonderlich von dem andern Geschlechte über Heyrathsaffairen urtheilen? und wer sollte nicht mit Vergnügen auf diesen letzten Blättern noch eine Geschichte eines Frauenzimmers lesen, das durch Liebeshändel ihr Glück zu machen suchte. Juliana soll mein Gegenstand heißen, den nicht etwa ein Roman zur Welt gebracht, oder die Comödie ihr Daseyn verliehen hat, oder die aus dem Genie des Dichters entsprungen ist. Sie ist ein wirkliches Original, sie lebt noch, und man würde sie sogleich kennen, wenn ich die Stadt, wo sie sich aufhält, und das Haus, worinne sie wohnt, nennen wollte. Juliana hatte bis in ihr sechszehntes Jahr alle Vortheile einer guten Erziehung genossen, die ihr nur immer ihr vornehmer Stand geben konnte. Sie fühlte sich in diesen Jahren zu sehr, daß ihre zärtlichen Triebe ihrer Mama, die sich noch wohl erinnerte, wie es einem Mädchen von den Jahren zu Muthe zu seyn pflegte, nicht verborgen bleiben konnten. Die sorgfältige Mama entdeckte die gemachten Bemerkungen den eben so sorgfältigen Papa, und beyderseitige Aeltern waren lediglich darauf bedacht, ihre Tochter an einen Mann zu bringen, der ihrem Stande und ihrem Vermögen

so ziemlich das Gleichgewicht hielt. Es erschienen auch wirklich Gelehrte von erstem Range, die sich um die Gunst der Tochter alle ersinnliche Mühe gaben, und die Einwilligung beyderseitiger Aeltern auf geziemende Art suchten. Allein einige gefielen der Tochter nicht, weil sie nicht die Vollkommenheiten an sich hatten, die sie verlangte, und andere konnten den Beyfall der Aeltern nicht erlangen, weil sie nicht wichtig genug waren, um den Schatz in Bewegung zu bringen und zu heben. Man wird sich ohne viel Schwierigkeit die Vorstellung machen, was ein solches Betragen für Folgen nach sich gezogen habe. Die Schöne machte sich manchen Zeitvertreib damit, daß sie hätte Körbe austheilen können, die Aeltern rühmten sich dessen, daß sie eine beträchtliche Anzahl Freyer abgewiesen hätten, und selbst die beschämten Freyer brachten die Schöne in Ruf, daß sie stolz und eigensinnig, die Aeltern aber geizig wären. In kurzer Zeit ward ihre Wohnung, die seit einiger Zeit einem Comödienhause gleich gewesen war, das sehr fleißig besucht wurde, einer Einöde, oder wenn es dir besser gefällt, einem Taubenhause, daraus der Mardar alle Tauben durch seine Mordbegierde verjagt hat, ähnlich. Mittlerweile nahm die Schönheit und zugleich der Stolz der Juliana zu, und es fiengen sich an neue Freyer einzufinden, die sich um ihre Liebe bewarben.

(Die Fortsetzung folgt in dem zweyten Theile.)

153770

AB 153770

ULB Halle 3
003 255 875

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-267238-p0083-5

Plaudereyen.

1776.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-267238-p0085-6